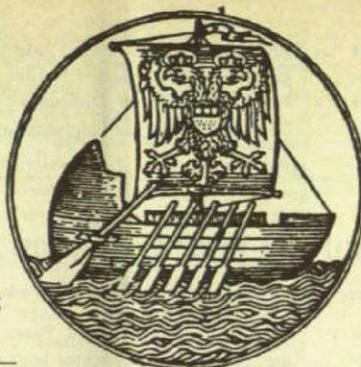


Alt-Köln

Heimatverein
zur Pflege kölnischer Geschichte, Sprache
und Eigenart, gegründet 1902

Nr. 26 der Mitteilungen · Juni 1977

Redaktion: Dr. Peter Joseph Hasenberg
Postfach 13 01 51, 5000 Köln 1



G 203 47 F

Liebe Mitglieder und Freunde von
Alt-Köln!

Heute finden Sie in den Mitteilungen des Heimatvereins das genaue Programm unserer Veranstaltungen zum 75jährigen Bestehen von Alt-Köln. Wir laden Sie herzlich dazu ein und hoffen, daß Sie durch zahlreiche Teilnahme an den einzelnen Veranstaltungen dem Heimatverein eine Ehre machen.

Insbesondere erwarten wir Sie zu der Messe für die Verstorbenen von Alt-Köln und zur kölschen Predigt von Prälat Dr. Steinberg im Priesterseminar. Sie können ruhig in der festlichen Garderobe des Gesellschaftsabends zur Hl. Messe kommen. Denn Seminar und Handelskammer liegen einander gegenüber, und Sie brauchen nur die Eintrachtstraße zu überqueren. Daß wir zu Beginn des Jubiläums unserer Gründer und der Toten des Heimatvereins pietätvoll gedenken, ist Ehrenpflicht. Kommt also alle!

Zum ersten Teil des Gesellschaftsabends bieten wir Ihnen ein hochstehendes künstlerisches Programm — im Anschluß daran Tanz und Unterhaltung bis eine Stunde nach Mitternacht. Sie wissen, wie sehr solche Veranstaltungen des Heimatvereins begehrt sind, sichern Sie sich also bitte recht bald Ihre Eintrittskarten im Kaufhof, im U-Bahnhof Neumarkt oder am Rudolfplatz. Es ist sehr fraglich, ob wir an der Abendkasse noch Karten zum Verkauf haben.

Unser eigentlicher Gründungstag war der 29. Juni 1902. Zur Erinnerung daran veranstalten wir am Feste Peter und Paul eine Feierstunde, in deren Mittelpunkt ein kurzer historischer Rückblick des Vorsitzenden auf 75 Jahre Alt-Köln

UNSERE JUBILÄUMS-VERANSTALTUNGEN zum 75jährigen Bestehen des Heimatvereins Alt-Köln

Samstag, 25. Juni 1977, 18 Uhr, im Priesterseminar

(Eingang Eintrachtstraße, gegenüber der Industrie- und Handelskammer)

Domkapitular Prälat Dr. Joseph Steinberg zelebriert eine hl. Messe für die Verstorbenen des Heimatvereins und hält eine kölsche Predigt.

Samstag, 25. Juni, 20 Uhr, Gesellschaftsabend im großen Saal der Industrie-

und Handelskammer. Es wirken mit Frau Gerlinde Lorenz vom Kölner Opernhaus, der Männerchor „Die Rheinmelodiker“, der Ehrenfelder Kinderchor und Mitglieder der Kumedé.

Es spielt das Rheinland-Orchester unter Leitung von Kapellmeister Hardy van den Driesch.

Karten zum Preise von 12,— DM sind ab sofort zu haben an den Theaterkassen im Kaufhof, im U-Bahnhof Neumarkt und am Rudolfplatz, an der Abendkasse nur, soweit noch Karten vorhanden.

Mittwoch, 29. Juni, Fest Peter und Paul, 20 Uhr

Feierstunde im großen Saal des Römisch-Germanischen Museums am Dom.

1. Streichtrio

2. 75 Jahre Dienst an Volk und Heimat

Es spricht Dr. Peter Joseph Hasenberg, Vorsitzender des Heimatvereins Alt-Köln

3. Streichtrio

4. Über die Ballade von Jan und Griet — ein kölsches Meisterstück der deutschen Literatur — spricht Professor Dr. Richard Müller, Pädag. Hochschule Rheinland.

5. Streichtrio

6. Ansprachen der Gäste

Die musikalische Umrahmung gestaltet ein Streichtrio von Studentinnen der Pädag. Hochschule

RGA 43

und sein Wirken für unsere Vaterstadt und ein Vortrag von Professor Dr. Richard Müller über das kölsche Gedicht von „Jan und Griet“ stehen. Die deut-

schen Mundarten haben nicht seinesgleichen, sagt Professor Müller von diesem Juwel kölscher Dichtung.

Der Eintritt zu der Feierstunde ist frei!

Bringen Sie Ihre Freunde und Bekannten ruhig mit. Weitere Mitteilungen erfahren Sie dann beim Jubiläum selbst.

Der Vorstand von Alt-Köln

Rückblick auf die ersten 25 Jahre Alt-Köln-Geschichte

Namen, Daten und Geschehen in und um den Heimatverein

Ein Rückblick auf die ersten 25 Jahre Geschichte Alt-Köln läßt uns ganz selbstverständlich auch der Männer gedenken, die es zu Beginn unseres Jahrhunderts unternahmen, einen Verein zur Pflege kölnischer Geschichte, Sprache und Eigenart ins Leben zu rufen. Es war in der Tat ein Wagnis in jener Zeit des Wohllebens, die in so vielem unserer heutigen Wohlstandsepoche gleich; Fortschritt, Geschäft und Erfolg waren für viele das goldene Kalb, das man anbetete. Nachdem zu Beginn des 19. Jahrhunderts bereits Dutzende herrlicher Kirchen, Kapellen, Hospitäler usw. der französischen Besatzung und der Säkularisation zum Opfer gefallen waren, wurden nun auch noch die Stadtmauern und Torburgen Kölns, diese einzigartigen Zeugen mittelalterlicher Größe und Bedeutung, bis auf drei niedergelegt. Gegen solche barbarische Mißachtung der großartigen Denkmäler kölnischer Geschichte und Kunst wollten bodenverwurzelte Kölner Bürger durch die Gründung von Alt-Köln eine unmißverständliche Antwort geben. Schriftsetzer H. Förmer, Maler Josef Müller und Buchhändler Arnold Stauff, ein Sohn des Küsters von St. Ursula, des Gründers des Kölner Liederkranzes, waren schon seit der Jahrhundertwende mit anderen Freunden alten Brauchtums und kölscher Mundart in der Hausbrauerei Lölgen, Hohe Pforte 8, regelmäßig zusammengekommen und hatten für ihren Freundeskreis auch die Bürger und Hand-

werker Th. Daners und Peter Gransöger, Heinrich Kreuter und Jean Reisdorf, J. T. Ritsch, Peter Trierweiler und Matthias Voß gewonnen, zu denen bald auch noch Ludwig Haake stieß. Im Juni 1902 traten sie am Feste Peter und Paul in der Philharmonie erstmals an die Öffentlichkeit:

K. Arnold Stauff sprach über die Aufgaben eines Heimatvereins und warb mit einem Vortrag über Kölner Sprache und Sprichwörter für die Anliegen von Alt-Köln. Darbietungen des „Original-Kölner-Hänneschen“ und eine musikalische Aufführung von Giese und Hoster sorgten weiter für einen erfolgreichen Verlauf dieses ersten Vortragsabends. — Einen Monat später sprach Josef Müller über den alten Kölner Dom, im August wiederum lud K. A. Stauff zu „Wanderungen durch das alte Köln“ ein. Auch sonst regte sich im Jahre 1902 in der Domstadt neues geistiges und kulturelles Leben. Auf dem seit dem 24. Mai verwaisten erzbischöflichen Stuhl folgte der bisherige Kölner Weihbischof Antonius Fischer dem noch keine drei Jahre in Köln wirkenden Erzbischof Hubertus Theophil Simar. — An den Ringen wurde Raschdorffs prunkvolles neues Opernhaus und im Stapelhaus am Rhein das Naturwissenschaftliche Museum der Öffentlichkeit übergeben. — Zehn Jahre danach

Das erste Jahrzehnt von Alt-Köln verlief ruhig und in geordneten Bahnen, aber wie der Chronist rückblickend fest-

stellen kann, überaus erfolgreich. Die Vortragstätigkeit, das Herzstück des Vereins, wurde im „Umherziehen“ abgewickelt:

Man tagte einmal im Monat, abwechselnd in kölschen Brauereien: bei Lölgen, Hohe Pforte 8, oder bei Abels in der Hahnenstraße, bei Esser, Unter Goldschmied oder bei Weiden in der Cäcilienstraße. Im vertrauten Gürzenich füllten die wachsenden Teilnehmerzahlen erst den Bierkeller, dann den Quatermarktsaal. Die Bestrebungen von Alt-Köln machten Schule: Der volkstümliche Kölner Justizrat Balduin Trimborn führte 1909 durch einen „Aehnze kölschen Ovend“ in der Bürgergesellschaft dem Verein viele neue Mitglieder zu. Andere wurden durch die bereits 1906 gegründete und seit 1909 regelmäßig erscheinende gediegene Vereinszeitschrift zur Erhaltung kölnischer Geschichte und Pflege kölnischer Eigenart, „Alt-Köln“, gewonnen.

Ihre Beiträge berichten vom blühenden Leben im Verein und darüber hinaus in der Stadt. 1904–06 war das Rautenstrauch-Joest-Museum errichtet worden, und 1906 hatte Domkapitular A. Schnütgen seine reichen Kunstsammlungen der Stadt Köln vermacht. — Auf dem rechten Rheinufer hatte Köln durch die Eingemeindung von Kalk und Vingst im Jahre 1910 neuen Lebensraum vor allem für seine wirtschaftliche Entwicklung gewinnen können.

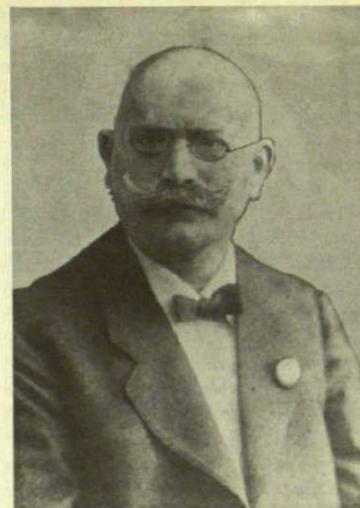
In der Vereinschronik lesen wir, daß Joseph Klersch 1912 seinen ersten beifällig aufgenommenen Vortrag in Alt-Köln gehalten habe. Zu einem regelrechten Triumph für alle Freunde des kölschen Volkstums und der kölschen Muttersprache wurden im Juni 1912 zwei Sommerwochen im Kölner Schauspielhaus: Vom 1. bis 16. Juni hatte die Stadt Köln dem Ehrenmitglied von Alt-Köln, Professor Wilhelm Schneider-Clauß, damals noch als Studienprofessor in Eupen tätig, das Schauspielhaus in der Glockengasse mietfrei zur Aufführung seiner beiden Volksschauspiele „Heimgefunge“ und „De Eierkönigin“ überlassen. Alle heimatbewußten Kölner hatten bei der Vorbereitung dieser „Sommerfestspiele“ begeistert mitgemacht, angefangen beim damaligen Oberbürgermeister Wallraf und den Stadtverordneten bis hin zum einfachen Bürger. Ein Ehrenausschuß von namhaften Kölnern trug das nicht unerhebliche finanzielle Risiko, und rund 50 in Köln geborene aber über ganz Deutschland verstreute Schauspieler erklärten sich zur aktiven Mitwirkung auf der Bühne bereit. Die Aufführungen wurden künstlerisch und volkscundlich ein voller Erfolg. Eine erfreuliche Nebenfrucht der kölschen Wochen im Schauspielhaus war dann die Tatsache, daß die Kölner „ihren Kölsch-Professor“ nach langem „Exil“ in Kerpen und Eupen in die Heimatstadt zurückholten, wo er fortan eine der stärksten Stützen aller Arbeiten und Bestrebungen von Alt-Köln wurde.

Alt-Köln 1912 bis 1922

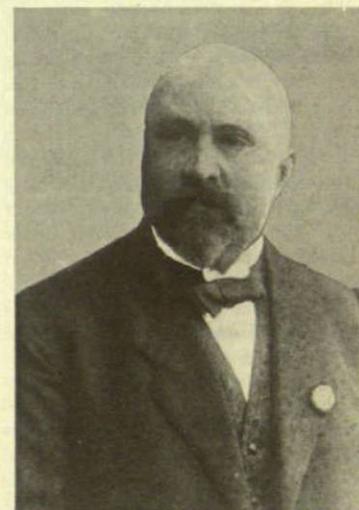
Diese prächtige Aufwärtsentwicklung des Heimatvereins wäre ganz sicher auch im zweiten Jahrzehnt von Dauer gewesen, wenn nicht 1914 der unglückselige 1. Weltkrieg fürs erste alle Blühträume jäh geknickt hätte. Zwar hielten die Zeitschrift *Alt-Köln* und der 1913

erstmalig erschienene Heimat-Kalender *Alt-Köln* die Vereinsarbeit fürs erste aufrecht. Aber bei Kriegsausbruch im Sommer 1914 mußte man bis Januar 1915 die Vortragsabende auf längere Zeit einstellen. Auch der aus dem Gründungsjahrzehnt überkommene Schwung und die erste Begeisterung ließen über der Sorge vieler Familien um den Vater oder die Söhne an der Front doch sichtlich nach. Dann kamen der Steckrübenwinter 1916/17 und die ersten Luftangriffe im letzten Kriegsjahr. Die Bilanz von 15 000 gefallenen Kölnern Ende des Krieges drückte mehr und mehr auf die Stimmung und Haltung der leidgeprüften Kölner Bevölkerung. Nur die seit Kriegsbeginn in regelmäßiger Folge herausgebrachten 18 Einzelhefte der „Beiträge zur kölnischen Geschichte, Sprache und Eigenart“ brachten den alten Kölnern viel Freude ins Haus, was um so nötiger war, als der Heimatverein wegen der Inflation in den Nachkriegsjahren seine beliebte „*Alt-Köln*“-Zeitschrift einstellen mußte.

Der Gedenkabend an die vor 20 Jahren erfolgte Gründung des Heimatvereins verlief 1922 in sehr gedämpfter Stimmung. Dazu kam ein Wechsel im Amt des ersten Vorsitzenden: Buchhändler Arnold Stauff, der wegen seiner persönlichen Bescheidenheit und Liebenswürdigkeit hochgeschätzte Baas von Alt-Köln, legte wegen seiner angegriffenen Gesundheit den Vorsitz nieder. Sanitätsrat Dr. Bayer wurde zum Nachfolger, Dr. Joseph Klersch zum stellvertretenden Vorsitzenden gewählt. Unter der zielbewußten Führung von Oberbürgermeister Dr. Adenauer versuchten die Kölner ungeachtet der notvollen Nachkriegsjahre — die Stadt hatte zeitweise allein 55 000 englische Besatzungssoldaten unterzubringen — doch auch damals für die Zukunft zu planen: Die Eingemeindung der Landbürgermeisterei Worringen sicherte der Stadt



Arnold Stauff
20 Jahre lang Baas von Alt-Köln



Dr. Joseph Bayer
1922–1931
Vorsitzender des Heimatvereins

seit 1922 im Norden weite Gebiete für Siedlungen und Industrie-Anlagen. Auch für die Anlage des Grüngürtels, den Bau eines großen und modernen Stadions, den Auf- und Ausbau der Kölner Messe wurden damals die Voraussetzungen geschaffen.

Mit der nach dem Krieg ins Leben gerufenen Schneider-Clauß-Bühne, die 1922 das Volksschauspiel von Hans Jone „Meister Klein“ zur Uraufführung brachte, wetteiferte der Heimatverein in den „Kölsche Blomespillcher“ erfolgreich in der Pflege mundartlicher Dichtung. — Den Reingewinn einer „Literarischen Tombola“ auf dem Jubiläumsabend vom 6. Juli 1922 in der „Lese“ führte man der Vereinszeitschrift „Kölsch Levve“ zu, die den Mitgliedern einige Jahre lang für das im Jahre 1921 eingestellte „Alt-Köln“ geliefert wurde. Ebenfalls wurden Musik und Lied von vereins-eigenen Kräften stilvoll gepflegt. Max Meurer und Jupp Stolzen bereicherten zahlreiche Alt-Köln-Abende jener Inflationsjahre. — Nicht nur in ewiger Saalnot wirkte sich die Geldentwertung aus — von der Lese wanderte man zum Elisabethsaal im Klapperhof, weiter zum Annosaal im Vringesveedel und endlich zum Kolpinghaus. Der Vorstand von Alt-Köln pumpete zur Aufrechterhaltung der Zeitschrift und der Vortragsabende sogar die Mitglieder des Vereins an: Er benötigte bis Oktober 1922 zum Kauf des für „Kölsch Levve“ nötigen Druckpapiers 77 000 Mark, die er in kleineren und größeren Anleihen, die verzinst wurden, aufbrachte. Als Sicherheit verpfändete er das bei der Druckerei Gehly lagernde Papier.

Das silberne Vereinsjubiläum 1927
Nach all den not- und sorgenvollen Jahren der Inflations- und Besatzungszeit ging es dann mit Volk und Heimat und auch mit Alt-Köln langsam wieder aufwärts. Denkt man an die glanzvolle Kölner Jahrtausendfeier der Rheinlande



Dr. Joseph Klersch
Baas von Alt-Köln
1931–1962

im Jahre 1925, so drängt sich unwillkürlich der Gedanke an das Domjubiläum von 1948 als Parallele auf. In beiden Fällen wurde ein historisches Ereignis Anlaß zur Rückbesinnung und zum Beginn erneuten Wiederaufbaus. Auch im Heimatverein kehrte neues und frisches Leben ein. Das Bewußtsein, mit der Arbeit für rheinisches und kölnisches Volkstum zugleich einen echten Beitrag zur Verbundenheit von Rhein und Reich zu leisten, gab Mut und Kraft. Das Silberjubiläum im Jahre 1927 zeugte von diesem Aufschwung: Noch rechtzeitig vor dem Festabend am 3. Juli zog der Verein in die Wolkenburg um, wo Ludwig Haake und Pfr. Heinrich Koch den ersten Abend gestalteten und wo man dann Anfang Juli 1927 in eindrucksvoller Weise das Silberne Alt-Köln-Jubiläum feierte. — Darüber in einer späteren Fortsetzung!

Was der Totenzettel vom ersten Baas von Alt-Köln berichtet

Zum christlichen Andenken
an den wohlachtbaren Herrn
Arnold Stauff
Mitglied des Kirchenvorstandes
von Groß St. Martin

Er wurde geboren am 21. Mai 1861 zu Köln und wandte sich, wissenschaftlich vorgebildet, dem Buchhandel zu. Durch seine vielseitige Tätigkeit und weite Reisen im Auslande im Besitz hervorragender Kenntnisse gründete er im Jahre 1898 in seiner Vaterstadt eine Buchhandlung, in der er bis zum letzten Tage seines Lebens unermüdet arbeitete.

Seiner Vaterstadt Köln war er mit tiefer Liebe zugetan. Die Erforschung ihrer Geschichte und die Erhaltung ihrer Überlieferung war für ihn Lebensaufgabe. Viele Jahre hindurch hat er als Vorsitzender und Ehrenvorsitzender des Vereins „Alt-Köln“ für diese Ziele im schönsten Sinne mitgewirkt. Seine Bescheidenheit und seine Abneigung gegen jedes laute Lob ließen seine Verdienste nur in geringem Maße der Öffentlichkeit bekannt werden. Dagegen spendete er seinen Freunden gern von den Früchten seines reichen Wissens, förderte sie durch sein reifes kunstverständiges Urteil und war stets in der Stille zum Wohle Kölns tätig.

Die Grundlage seines edlen Charakters war eine tiefe echte Frömmigkeit. Als er zur Vorbereitung auf die Osterkommunion, die er am Gründonnerstag zu halten gedachte, am 4. April 1928 in der hohen Domkirche weilte, rief ihn der Herr zu sich. Mit einem letzten Blick auf den Hochaltar gab er seine durch den Empfang der hl. Sterbesakramente wohl vorbereitete Seele in die Hand des Schöpfers zurück.

Innige Liebe und Verehrung bewahren ihm ein unauslöschliches Gedächtnis.

Die Kirchen im alten Köln

Sie gaben und geben der Stadt ihr ewiges Gepräge

In der zweitausendjährigen Geschichte unserer Stadt spielen die Kirchen eine überragende Rolle. Angefangen beim „conventiculum ritus christiani“, dem Versammlungsort der Christen in römischer Zeit, bis zu den modernen Kirchenbauten der letzten 50 Jahre waren Kölns Kirchen stets Brennpunkt des religiösen, geistigen und kulturellen Lebens der Stadt und ihrer Bürger, waren Ausgangspunkt ihrer zivilen verfassungs- und verwaltungsmäßigen Entwicklung im Mittelalter, in Zeiten des Umbruchs und revolutionärer Umwälzungen oft sogar Schaubühne spektakulärer Irrung und Verwirrung. Immer aber waren sie nicht nur als Gotteshäuser, sondern auch als in der ganzen Welt bewunderte Bau- und Kunstdenkmäler Jahr für Jahr Ziel tausender und abertausender Pilger, Kunst- und Geschichtsfreunde aus dem In- und Ausland.

„Felsen, die zum Himmel ragen, Felsen, die waren und sein werden; Felsen, die im Sonnenlicht glänzen und der Nacht sich vermählen, die den Wechsel der Jahreszeiten widerspiegeln: so liegen die Kölner Kirchen in der Zeiten trüber Flut. Über der dunklen Wirnis des Alltags thronen sie in stiller abgeschiedener Ruhe. Sie verknüpfen Vergangenheit und Zukunft. Sie geben der Landschaft ihr ewiges Gepräge . . .“ Diesem hohen Lied auf die Kölner Kirchen, das Max Creutz 1920 seinem gleichnamigen Rheinlandbücher-Band mitgab — er war von 1908–1922 Museumsdirektor in Köln —, ging ein halbes Jahrtausend zuvor schon eine ähnlich poetische Huldigung des gefeierten italienischen Humanisten Enea Silvio Piccolomini voraus: Wo in ganz Europa gibt

es eine Stadt gleich Köln, mit solch herrlichen Kirchen und Kapellen . . . Ob man Woensam von Worms' prächtigen Holzschnitt von 1531 mit dem einzigartigen Panorama der Stadt am Strom oder den ein Menschenalter später im Auftrag der Stadt vom berühmten Kartographen und Kupferstecher Arnold Mercator angefertigten Stadtplan von Köln aus dem Jahre 1571 betrachtet, ob man den Kupferstich des Mathäus Merian aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges zur Hand nimmt oder den Mitte des 18. Jahrhunderts von Joh. Val. Reinhardt geschaffenen Stadtplan, immer wieder treten uns die Kirchen Kölns als das Stadtbild beherrschende und krönende Mittelpunkte entgegen. Das gilt auch für Otto Doppelfelds eindrucksvolle Studie „Über die wunderbare Größe Kölns — Werden und Wachsen der Rheinischen Metropole“ (mit Ausschnitten aus dem Mercator-Plan und Klarsichtfolien (Steimel-Verlag).

Die mittelalterlichen Stiftskirchen

Zur Seite des Mercatorplanes lesen wir den lateinischen Text: „Habet Colonia Ecclesias collegiatis 11, Parochiales 20, Monasteria virorum 16, Virginum 37, Sacella preteria 30, Hospitalia 12. Andere Quellen nennen für das mittelalterliche Köln neben dem Dom noch sieben Chorherren-Stifte, drei Frauenstifte und zwei Benediktinerabteien. Sie alle wahrten auch im Lauf der Jahrhunderte ihren Charakter als geistliche Gemeinschaften in eigenen abgeschlossenen Immunitätsbezirken, deren Insassen zunächst dem gemeinschaftlichen religiösen und wissenschaftlichen Leben oblagen, dessen typische Form das zu bestimmten Ta-

gestunden gemeinsam vollzogene Chor-gebet war. Das galt in der Frühzeit der Stifte ebenso für die drei Frauenstifte St. Maria im Kapitol, St. Cäcilien und St. Ursula, wie für die ursprünglich sieben Herrenstifte St. Andreas, St. Aposteln, St. Georg, St. Gereon, St. Kunibert, St. Mariengraden und St. Severin. Drei von ihnen, St. Aposteln, St. Severin und St. Kunibert dienten auch als Pfarrkirchen für die Bevölkerung.

Die Pfarrkirchen Kölns

Für deren seelsorgliche Betreuung dienten im Mittelalter 18, seit dem 14. Jahrhundert 19 Pfarrkirchen. Im Bereich der alten Römerstadt bildeten sie die Pfarrbezirke von St. Kolumba und St. Laurenz, St. Peter und St. Alban, zwei weitere waren Maria Ablaß, vom Ursula-Stift abhängig, und St. Johann Evangelist, gleich St. Maria im Pesch räumlich unmittelbar dem Dom benachbart. Die Pfarrkirche St. Christoph war dem Gereonstift, St. Paul dem Andreas-Stift, St. Jakob dem Stift St. Georg, St. Brigida dem Stift Groß St. Martin und St. Mauritius der Abtei St. Pantaleon angegliedert. Bei St. Johann Baptist galt das Stift St. Severin als Mutterkirche, für Klein St. Martin, das schon sehr früh die Nachfolge einer Zwergpfarrei St. Peter und Paul, danach St. Notburgis angetreten hatte, beanspruchte das adelige Damenstift St. Maria im Kapitol solche Rechte. Auch die Pfarrkirche St. Maria Lyskirchen und St. Magdalena, in die später der Pfarrgottesdienst von St. Severin verlegt wurde, standen unter geistlichem Patronat. Endlich gilt das auch für die auf ein Hospital zurück-

gehende Gründung der Almosenbrüder von St. Lupus „an der drandkgaß“, im Volksmund Schreibbrüderkirche genannt.

Klöster und Ritterorden

Neben diesen Stifts-, Abtei- und Pfarrkirchen müssen aber auch die Kirchen und Kapellen der zahlreichen geistlichen und religiösen Niederlassungen in Köln genannt werden, etwa die Männerklöster der Dominikaner und Franziskaner, oder der Karmeliter und der Kartäuser. Oder die Kirchen der in Köln ansässigen Ritterorden St. Catharina und St. Johann und Cordula. Oder die Frauenklöster St. Maximin, St. Maria Magdalena, St. Agatha, St. Apern, St. Gertrud u. v. a. Für die Wende des 18. Jahrhunderts hatte man im Gebiet der Altstadt 149 Kirchen und Kapellen mit 171 Türmen gezählt, stellt ein Kunsthistoriker unserer Generation fest, der auch die Meinung vertritt, daß die Säkularisation mit ihrer Enteignung allen kirchlichen Besitzes im Gefolge der französischen Revolution in Köln einen radikaleren Umbruch herbeigeführt habe als in irgend einer anderen großen Stadt Europas (Albert Verbeek).

Wie sehr die mittelalterlichen Kirchen und Pfarrbezirke, die Kapellen, Klöster und Hospitäler und ihre Welt das Stadtbild Kölns geprägt und die Eigenart seiner Bevölkerung jahrhundertlang bewahrt haben, erweist ein Blick in die stadtkölnische Vergangenheit ebenso wie eine nähere Beschäftigung mit ihrer Kunstgeschichte, eine Untersuchung kölnischen Volks- und Brauchtums, wie sie etwa unserem Baas Dr. Joseph Klersch so eindrucksvoll in seinem dreibändigen „Volkstum und Volksleben in Köln“ gelungen ist, wie der wertvolle Inhalt des Neuen Kölnischen Sprachschatzes unseres Ehrenmitglieds Professor Adam Wrede. In dem großartigen Werk „Die kirchlichen Kunstdenkmäler der Stadt

Köln“ sind die noch erhaltenen Kirchen in vier gewichtigen Bänden, der Dom in einem weiteren Band und „Die ehemaligen Kirchen, Klöster, Hospitäler und Schulbauten der Stadt Köln“ in einem 404 Seiten starken, reich mit Bildern und Skizzen, Epitaphien und Inschriften ausgestatteten eigenen Band behandelt.

Kirchspill — Faar — Veedel

Die mittelalterlichen Pfarrbezirke sind es vor allem, in denen die alten kölnischen Sondergemeinden und die ursprünglichen städtischen Gerichtsbezirke fortlebten. Ohne sie würde der urkölsche Begriff „Veedel“ kaum verständlich sein, et Vringerveedel un et Kunebätsveedel mit seinem ältesten Kern, dem Eijelsteinsveedel. Ähnliches kann man vom Mauritiusveedel, vom Jirejunsveedel oder vom Koffergasserveedel sagen. „Bis in die Zeit vor dem zweiten Weltkrieg hatten und bewahrten Kölns Veedel Eigenart . . .“ (Wrede III 205).

Uralt und aussagekräftig ist das kölsche Kirchspill, nach Wrede seit dem 13. Jahrhundert als „kirspeel“, als kirchlichem Sprengel nachgewiesen. Ähnlich alt sind die damit verbundenen Begriffe Kirchhär, Kirchhoff und Kirchtoon. Das Kirchspill wurde seit dem Dreißigjährigen Krieg durch das seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Köln aufkommende „Faar“ (gleich Pfarrgemeinde, Pfarrbezirk) verdrängt. Faarhär und Faarkirch folgten: die „Pfarrkirch St. Johan“ hat Wrede für das Jahr 1704 nachgewiesen. Die „faarschull“ ist in Köln die Vorgängerin der späteren Volksschule. Welche Bedeutung den kölschen Pfarrkirmessen in der Zeit vom 13. bis zum 19. Jahrhundert für das Brauch- und Volkstum in den einzelnen Pfarrbezirken zukam, das kann man in den „Kölsche Kirmessen“ von Matthias

Joseph De Noel nachlesen, dieser Perle kölscher Dialektdichtung, die wir noch jüngst im Jubiläumskalender von Alt-Köln mit ausführlichen Erläuterungen veröffentlicht haben.

Die kölnische Pfarrei als Keimzelle politischer Selbstverwaltung

Unter den Kölner Pfarrkirchen galt *St. Kolumba*, im Bereich der alten Römerstadt gelegen, als älteste und auch volkreichste Pfarrgemeinde. Urkundlich erwähnt wird sie erstmals im Jahre 980. Aber damals gehörte sie noch zu der dem Bischof unterstellten Einheitspfarre und hatte gegenüber dem Dom noch eine Reihe von Verpflichtungen wahrzunehmen. Das galt für die Pfarreien St. Alban, St. Laurenz und Klein St. Martin ebenso. Bei allen ihnen habe, so meint Klersch, die völlige Ausbildung zur selbständigen Pfarre in einer parallel verlaufenden religiös-kirchlichen und bürgerlich-politischen Entwicklung im 13. Jahrhundert ihr Ende gefunden. Auch St. Peter und St. Aposteln zählten zu den Pfarreien im Bereich der Römerstadt, während Klein St. Martin und *St. Brigida* bereits in der Rheinvorstadt lagen. Ihrer Nationalheiligen St. Brigida hatten irischschottische Mönche von Groß St. Martin eine Kirche errichtet, die seit 1172 mit Pfarrbezirk bezeugt ist. *Klein St. Martin* hatte dagegen in den Anfängen Schwierigkeiten mit dem Stift St. Maria im Kapitol, das schon die früheren Kapellen St. Peter und Paul und St. Notburgis, die hier eine Pfarre zu bilden suchten, als Eigenkirche und deshalb deren Patronatsrecht beanspruchte.

Erst mit der Errichtung der großen Ringmauern um 1180 wurden die Pfarrkirchen Maria Lyskirchen, St. Jakob, St. Johanna Baptist und die Stiftskirche St. Severin in den Bereich und Schutz der Stadt einbezogen. Ähnlich erging es



Die Kirchen waren im alten Köln nicht nur beherrschende und krönende Mittelpunkte des ganzen Stadtbildes. Sie stellten auch reizende Gruppen von Bau- und Kunstdenkmälern dar, wie (Bild oben links) das einzige noch erhaltene Beispiel zweier nebeneinander liegender Kirchen, der Pfarrkirche St. Peter und der Stiftskirche St. Cäcilien, oder (Bild darunter) die trutzigen Gottesburgen St. Jakob und St. Georg am Waidmarkt. — Aber sie bildeten auch die Keimzellen der bürgerlichen Selbstverwaltung und die Mittelpunkte von Kirchspill, Faar und Veedel. Ihre reiche Geschichte ist noch heute eine unerschöpfliche Quelle kölnischen Volkstums und vaterstädtischer Mundart- und Brauchtumspflege.

St. Mauritius und St. Christoph im Westen, Maria Ablaß und St. Kunibert im nördlichen Teil der Stadt. Hier erwuchs wie überall im Bereich der Römerstadt, der Rheinvorstadt, der Oversburg, des Niederich aus der Pfarrgemeinde nach dem Nachbarschaftsprinzip die Selbstverwaltung, die z. T. sogar zur politischen Selbständigkeit führte, wie sie den Fernkaufleuten der Rheinvorstadt gelang.

Die Aufhebung der Stifte und Klöster Im alten Köln bildeten die meist benachbarten Stifts- und Pfarrkirchen — man denke an St. Gereon und St. Christoph, St. Georg und St. Jakob und als einziges erhaltenes Beispiel St. Cäcilien und St. Peter — reizvolle architektonische Gruppen im Stadtbild. Aber mit der Auflösung des alten Reiches ging auch dieser Zauber mittelalterlicher Architektur bald zu Ende. 1794 marschierten die Truppen der Französischen Revolution in die alte Reichsstadt ein. Nicht nur mit der Freiheit und Selbständigkeit der Stadt war es nun aus, auch ihr größter Stolz, der reiche Kranz der Kirchen und Klöster, drohte der Vernichtung anheimzufallen. Das ganze linke Rheinufer fiel an Frankreich, das Erzbistum Köln wurde aufgehoben, die Stadt Köln in vier Hauptpfarreien und 16 Hilfspfarren neu gegliedert. Den Kölnern erschien das alles wie die Vorboten des jüngsten Gerichts. Der Haß der Revolutionäre, die doch Freiheit und Brüderlichkeit propagierten, gegen alles Religiöse war widerlich. Die Aufhebung der Stiften und Klöster und die Einziehung ihres Vermögens bedeutete für die Stadt und ihre Bürger einen ungeheuren Verlust an Kapital, noch mehr an Kultur- und Kunstgut⁷ und an städtebaulicher Schönheit (Klersch). Die Liberalen und Fortschrittlichen kümmerte das kaum, die Gutgesinnten aber retteten, was zu retten war. Sie verstanden es, da die Franzosen et-

wa 40 Kirchen und Kapellen zum Abbruch bestimmt hatten, ihre meist kleinen und ärmlichen Pfarrkirchen gegen schöne und geräumige Stifts- und Abteikirchen auszutauschen und diese so der Nachwelt zu erhalten.

So wurde aus der Pfarrkirche St. Paul eine Pfarrkirche St. Andreas. Aus der Stiftskirche St. Georg wurde 1808 die Pfarrkirche St. Jakob. St. Gereon, die Stiftskirche zu den goldenen Heiligen, wurde Pfarrkirche für die Pfarre St. Christoph. Die herrliche Stiftskirche St. Maria im Kapitol löste die Kirche Klein St. Martin als Pfarrkirche ab, an die heute nur noch ein einsamer Turm erinnert. St. Ursula diente fortan als Pfarrkirche für die Pfarre Maria Ablaß. St. Cäcilien konnte als Hospitalkirche des im Cäcilienstift neu eingerichteten Bürgerhospitals gerettet werden. St. Apostel, St. Kunibert und St. Severin, die auch als Stiftskirchen immer schon für den Pfarrgottesdienst zur Verfügung gestanden hatten, blieben erhalten. Groß St. Martin konnte als neue Pfarrkirche der Brigida-Pfarre genommen werden und St. Pantaleon wurde 1803 von den Franzosen als Pfarrkirche, 1819 bis 1922 von Preußen als protestantische Garnisonkirche zur Verfügung gestellt.

Das Schicksal der alten Pfarrkirchen

St. Brigida, St. Christoph, St. Jakob, St. Johann Evangelist am Dom und St. Laurenz wurden teils sofort, teils in den nächsten Jahrzehnten abgebrochen, ebenso St. Lupus nahe dem Dom, St. Maria im Pesch nördlich des Domes, Klein St. Martin und St. Paul.

Ihren Charakter als Pfarrkirche behielten St. Alban neben dem Gürzenich, St. Johann Baptist an der Severinstraße, St. Kolumba, das auch als Universität gedient hatte, St. Maria Lyskirchen und St. Peter. — Von den alten Stiftskirchen

konnten nur Maria-Graden, St. Maria zu den Staffeln, nicht gerettet werden. Sie wurde — wie der benachbarte Dom — 1803 zum Magazin herabgewürdigt und 1817, also schon in preußischer Zeit, abgebrochen.

Fröhjohr

Wann em Lenz de Sonn wärm schingk,
setzen op de Bänk em Jröne
de ahl Ühme.
Mallisch schwingk
enn Erinnerung;
un se stöhne
üvver unser heutje Jugend,
strungse met dr eije Tugend.

Doför muß mr Nohsich han,
denn mir wääden och ens Ühmel
Bahl sin mir met Setze dran,
dann sin mir am schänge, kühme; —
un mr muß de Ahle jünne
och en Plaatz zom Knottre künnel!

Philipp Jansen

Enthusiasmus

Mir Kölsche han e däftig
äch rheinisches Jeblöt.
Uns Ußsproch eß su kräftig
un löstig uns Jemöt.

Mir sin och su manierlich,
han immer jode Senn;
dröm freu ich mich, janz ihrlich,
dat ich ne Kölsche ben.

Philipp Jansen

Großvater Bong erzählt seinen Enkeln vom alten Köln

Eine Familienchronik aus der Kölner Altstadt

Christian Bong (8. Mai 1868–13. Februar 1954) hat für seine Enkelkinder, als er im 2. Weltkrieg ausgebombt war und in Unterfranken in der Evakuierung lebte, eine Familienchronik geschrieben. Nach dem Krieg 1947 übergab er sie ihnen, rund 50 eng beschriebene Schreibmaschinenseiten stark. Die Chronik berichtet über das Schicksal der Familie Bong seit den 70er Jahren des 18. Jahrhunderts bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts. Sie beginnt mit dem Zunftmeister der Stellmacher Johannes

Bong und endet mit dem Wiederaufbau der Glaserei Bong auf dem Eigelstein nach den Zerstörungen des 2. Weltkrieges.

Christian Bongs Aufzeichnungen sind zunächst eine wertvolle Familiengeschichte, gehen aber in ihrer farbigen Schilderung des Lebens auf dem Eigelstein, im Kunibertsviertel und in der nördlichen Altstadt weit über eine solche hinaus.

Nachstehend hierzu nur einige Proben.

Vom alten Eigelstein

Der Eigelstein und seine Weiterführung nach Norden und Süden gehörten schon in der Römerzeit zur Heerstraße, die von Mainz nach Xanten führte. Schon im frühen Mittelalter haben ihn die Handelsleute der Niederlande wie auch die Kaufleute von Frankfurt, Nürnberg und Augsburg zum Austausch ihrer Waren gebraucht. Bei den wochenlangen Fahrten der Kaufmannsfuhrwerke wurde an größeren Orten halt gemacht, um Waren abzusetzen, andere einzutauschen und weiter zu befördern. Auch wurden an diesen Haltestellen Reparaturen von Schäden vorgenommen, die sich unterwegs an Pferden, Geschirr und Fuhrwerk gezeigt hatten. Dies gab den Bewohnern des Eigelsteins ihr Gepräge. So finden wir auf dem Eigelstein eine ganze Anzahl Abstellwirtschaften. Es waren Wirtschaften, die über Stallungen verfügten, in denen Pferde untergestellt werden konnten. Die Karren oder Wagen blieben auf der Straße stehen, und der Fuhrmann schlief in dem überdeckten Wagen, damit ihm keine Waren gestohlen wurden. Meistens befand sich auch noch ein kleines Hündchen bei dem Wagen.

Außer diesen Abstellwirtschaften, die meist die Namen nördlicher oder südlicher Städte führten, gab es noch Schmiede, Stellmacher, Sattler und Fou-

ragehandlungen. So erinnere ich mich noch aus meiner Jugend zweier Schmiede, dreier Stellmacher, zweier Sattler und dreier Fouragehandlungen auf dem Eigelstein. Waren nun Reparaturen zu machen, so wurden sie sofort an Ort und Stelle ausgeführt. Diese Handwerker hätten bei der jetzigen Geschäftslage des Eigelsteins dort gar nicht ihr Auskommen finden können. Zu der damaligen Zeit waren es blühende und ertragreiche Gewerbe.

Es wohnte um das Ende des 18. Jahrhunderts in dem Hause Eigelstein 119, *Zum Roten Ochsen* genannt, ein Stellmacher mit Namen Nonnen, ein tüchtiger Zunftmeister. Er verstand sein Handwerk und hatte viel zu tun. Bei ihm frug um die 70er Jahre des 18. Jahrhunderts ein Stellmachergeselle Johannes Bong aus Brenig bei Bonn um Arbeit an. Der Meister Nonnen machte ihn darauf aufmerksam, daß er nur fixe Leute gebrauchen könne, denn die Fuhrwerke, die abends reparaturbedürftig ankämen, müßten morgens wieder fahrbereit fertig stehen. Der Geselle nahm die Arbeit an, und der Meister Nonnen wurde in ihm nicht enttäuscht. Johannes Bong arbeitete sich tüchtig in das Geschäft ein, und als der Meister Nonnen abständig wurde, führte er es unter seiner Leitung weiter. Johannes Bong hatte einen Sohn Jakob Bong; er heiratete

die Tochter des Meisters Nonnen; sie hieß Kathrinchen. Als Meister Nonnen starb, wurde durch Schreinsurkunde das Geschäft mit dem Hause auf den Jakob Bong überschrieben, und seit dieser Zeit sind Bongs ansässig auf dem Eigelstein. Die Schreinsurkunde von der Überschreibung des Hauses auf Bong war bis zum Kriege noch in unserem Besitz und ist durch Bombenangriff verloren gegangen.

Bei Melaten

Einer meiner frühesten Erinnerungen, die ich noch aus meiner Jugend habe, ist die, daß Mädchen und Frauen Leinwand auszupften, welche in den Hospitälern und Lazaretten als Scharpie für die Verwundeten gebraucht wurde (Krieg 1870–71). Als drei- und vierjähriger Junge war ich viel bei den Großeltern in Melaten. Es waren Kappesbauern. Ich erinnere mich noch, daß man mich mitgenommen hat an den Eisenbahnübergang an der Aachener Straße, wo die Eisenbahn damals noch in Straßenhöhe fuhr. Es kamen Züge vorbei mit bekränzten Geschützen, auf denen Soldaten saßen. Wir mußten Hurra rufen. Sie kamen aus Frankreich zurück.

Dann erinnere ich mich an große Begräbnisse. Bei einem Brand des Schauspielhauses in der Komödienstraße kam die Familie des Bühnenmeisters um. Es war ein stattliches Begräbnis.

Dann starb der Stadtkommandant, der im Kriege Köln befehligt hatte. Ich erinnere mich, daß sein Pferd neben dem Sarge geführt wurde.

Allerheiligen traf sich unsere ganze Familie bei Euren Urgroßeltern. Der Friedhof bot von der ersten Etage des Hauses in welchem die Urgroßeltern wohnten, abends mit den vielen Lichtern einen wundervollen Anblick.

Auf der Volksschule

Im Jahre 1874 kam ich auf die Volksschule auf dem Hunnenrücken. Wir wohnten zu dieser Zeit noch im Hause Eigelstein 102, müssen aber wohl auf Eigelstein 119 angemeldet gewesen sein, denn die ungerade Seite des Eigelstein gehörte zur Schule auf dem Hunnenrücken, die gerade Seite zur St. Kunibertschule. Die Schulbezirke waren auf Pfarrbezirken aufgebaut. Es gab damals noch Pfarrschulen und Freischulen. Die Pfarrschüler mußten die Schulutensilien selbst stellen und Schulgeld bezahlen, die Freischulen dagegen waren davon befreit. Der Unterricht war damals an den Schulen noch morgens 8 bis 12 Uhr, mittags von 2 bis 4 Uhr. Der Rektor unserer Schule hieß Marx. Es war der Vater des späteren Reichskanzler Marx. Unser Lehrer hieß Josef Schmitz. Es war ein guter Lehrer, er ist sehr alt geworden. Bei seinen Schülern stand er bis ins hohe Alter immer in bestem Ansehen. Er verstand es, den Unterricht für seine Schüler anregend zu machen. Ich will nun weiter erzählen, wie der Eigelstein bis zu den 80er Jahren aussah. Er hatte dieselbe Breite wie heute. In meiner Zeit ist er auf der geraden Seite von der Dagobertstraße, die in den 80er Jahren angelegt worden war, bis zum Tor um 1 bis 1½ m verbreitert worden. Die Häuser gingen fast bis an das Eigelsteiner Tor heran, so daß zu den Wällen nur eine schmale einspurige Durchfahrt verblieb. Zum Stavenhof ging man durch ein überbautes

Tor. Hinter dem Tor erweiterte sich das Grundstück und dort lag das alte Haus der „von Staven“.

An der Eintrachtstraße lag vor der jetzigen Wirtschaft, Ecke Eintrachtstraße und Eigelstein noch ein Haus, so daß die Einfahrt in die Eintrachtstraße nur ein schmales Gäßchen war. Sie hieß im Volksmund „Dreckgaß“. Vor dem Hause Ecke Eintrachtstraße und Weidengasse stand die Pumpe, die heute auf dem Plätzchen in der Dagobertstraße, Ecke Kahlenhausen, steht. Es war die Bezirkspumpe.

Am Anfang des Eigelsteins waren durch den Bau der Eisenbahn mehrere Häuser neben der Jesuiten-Apotheke abgebrochen worden. Die Bahngleise lagen in Straßenhöhe und die Schranken waren durch das Rangieren aus dem Hauptbahnhof und die ein- und ausfahrenden Züge häufig geschlossen. Zur Verkehrserleichterung war neben der Apotheke eine Holzbrücke mit hohen Auf- und Abgangstreppe über den Bahnkörper gebaut. Der Bahnkörper war nur zweigleisig. Neben den Gleisen lag von der Mitte der jetzigen Bahnüberführung bis Ecke Maximinenstraße die Eilguthalle. Vor der Eilguthalle auf der anderen Seite der Maximinenstraße Wirtschaft Schaaf stand die Allerheiligen-Kapelle. Sie gehörte zum Konvent, welcher in der Allerheiligen-Straße lag.

Das Eigelsteiner Tor wurde zu Gefängniszwecken benutzt. Es waren Militärgefangene, es stand eine Wache davor. Ich erinnere mich, daß wir eines Morgens an das Tor liefen; dort hing noch an einem Fenster der Strick, den Ausbrecher sich aus Bettzeug angefertigt hatten, an welchem sie sich in den Wallgraben heruntergelassen hatten.

Die Kaiserkette

Hier möchte ich noch die Episode mit der Kaiserkette des Männer-Gesang-

Vereins einflechten. Die Kette wurde in der Eigelsteintorburg aufbewahrt. Zwei Spitzbuben hatten sich am Blitzableiter heraufgearbeitet und die Kette gestohlen. Bei einem Hehler bekam man den größten Teil der Kette wieder. Dabei soll sich herausgestellt haben, daß viele unechte Steine in der Kette waren. Es wurde nun jemand gesucht, der dem Kaiser den Verlust der Kette schonend beibringen sollte. Hierzu fand sich der Domkapitular Schnütgen bereit. Er fuhr mit mehreren Mitgliedern nach Berlin und teilte dem Kaiser den Verlust mit. Die Kette war versichert und wurde erst Eigentum des preisgekrönten Vereins, wenn sie dreimal ersungen worden war. Der Domkapitular Schnütgen war ein großer Altertumskenner und dem Kaiser bekannt. Er war ein eifriger Sammler und hat der Stadt Köln, wie auch Wallraf, eine große Sammlung von Kunstgegenständen vermacht. Als Sammler war Schnütgen als arglistig bekannt. Man sagte ihm nach, daß er durch die Unkenntnis der Pfarrer manches wertvolle Stück aus Kirchen und Pfarrhäusern herausgeholt habe, indem er dem Pfarrer für ein altes verbogenes Kreuz oder eine beschädigte Figur oder einen verbeulten Kelch ein neues Stück anbot und so in den Besitz der wertvollen Sachen kam.

Vom alten zum neuen Köln

Das Jahr 1880 war auch für die Stadt Köln ein ereignisvolles Jahr gewesen, in ihm wurde der Dom vollendet. Man feierte am 15. und 16. Oktober das Dombaufest. Eine der großartigsten Veranstaltungen des Jahrhunderts. Wir Katholiken standen den Veranstaltungen kalt gegenüber, weil man unseren Erzbischof ins Exil geschickt hatte.

Das Jahr 1882 brachte die Stadterweiterung. Vom roten kamen wir auf den langen Oberbürgermeister Becker. Die Mehrzahl der Stadtverordneten war li-

beral. Es bestand noch das Dreiklassen-Wahlssystem, 200–300 wählten in der ersten Klasse, 3–4000 in der zweiten, die übrigen in der dritten (30–40.000) Klasse. Jede Klasse stellte dieselbe Zahl Stadtverordnete. Die erste und zweite Klasse war liberal. Die dritte Klasse klerikal (Zentrum). Erst nach dem Jahre 1882 gelang es dem Zentrum, sich langsam die zweite Klasse zu erobern.

Köln hatte ca. 165.000 Einwohner. Der Festungsgürtel von Köln fiel. Mit dem Ausbau der Neustadt wurde begonnen. Die Pläne waren von Ober-Baurat Stübgen entworfen und ausgeführt. Die Häuser wuchsen wie Pilze aus der Erde. Auch in der Altstadt wurden viele baufällige Häuser abgerissen und neugebaut. Am Holzmarkt waren nämlich zwei alte Häuser eingestürzt. Dabei waren viele Leute tot geblieben. Es wurde nun eine Baukommission ernannt, die die alten Häuser untersuchen sollte, ob sie noch bewohnfähig waren. Es wurden viele gefahrdrohend erklärt. Diese mußten abgestützt werden, damit kein weiteres Unglück passieren konnte. Es hieß daher in dieser Zeit, Köln leide an der „Stippteritis“.

Die Altstadt wurde auch an vielen Stellen des ihr noch anhaftenden, engen mittelalterlichen Charakters entkleidet. Das Haus, durch welches man zum Stavenhof ging, wurde abgerissen. An der Eintrachtstraße wurde das Haus, welches vor der jetzt noch bestehenden Wirtschaft gestanden hatte, so daß der Eingang zur Eintrachtstraße nur ein schmales Gäßchen war, abgebrochen und dadurch der jetzige Zustand geschaffen. Das Eigelsteiner Tor wurde renoviert und freigelegt. Die Bechergasse am Altermarkt war eine Gasse, in der die Anwohner sich auf der ersten Etage die Hand geben konnten. Sie wurde auf die jetzige Breite gebracht. Am Heumarkt stand diesseits des Denkmals — Straße Unter Hutmacher — eine Häuser-

gruppe von 6–7 Häusern, auch diese wurden entfernt. Es waren auch noch einige Tore aus der zweiten Stadtbefestigung vorhanden, so an der Gereonstrasse zum Eingang nach Unter Sachsenhausen, wo das Wein-Restaurant Kroth-Kreuzberg stand. Es hieß dort „Auf Rom“. Es wurde abgebrochen. Ebenso ein Tor „die Hach“ genannt, auf dem Domhof gegenüber Unter Goldschmied. Auch fiel das letzte „Gademche“ am Domhof, welches am Hotel Continental geklebt hatte, gegenüber dem Hotel Excelsior, früher Hotel Ernst. In der Fluchtlinie der Domterrasse stand eine Häusergruppe, die alte Dompropstei. Die Front lag zum Domplatz. Der dahinterliegende Hof war durch eine Mauer, in der sich ein großes Tor befand, nach der Trankgasse zu abgeschlossen. Auf dem Tor stand auf dem Schlußstein ein auf den Hinterbeinen stehendes Pferd, welches das Wappen des Erbauers hielt. Dort fanden sich um die Mittagszeit häufig Leute ein, welche das Pferd beobachteten; es war ihnen nämlich von Dienstleuten oder Spaßmachern gesagt worden: Das Pferd würde dreimal rundspringen, wenn es vom Dom 12 Uhr schlagen „höre“. — Die Domme wäde nit all —.

Zwischen Dompropstei und Dom war eine steil abfallende Gasse, da hieß es „Op der Letsch“. Diese Gebäude und ein großes Haus, welches dort stand, wo jetzt das Café Reichardt seine Tische stehen hat, der Rheinberg genannt, wurden auch abgebrochen.

Von unserer Pfarrkirche St. Kunibert weiß ich Nachstehendes zu berichten:

Sie wurde 1802 säkularisiert und dann zur Pfarrkirche gemacht. Bei der Übernahme als Pfarrkirche war sie baulich schon in einem sehr schlechten Zustande. Die Zeit nach den Freiheitskriegen war sehr arm. Es konnte nichts zur Wiederherstellung geschehen und

so stürzte im Jahre 1830 der Hauptturm der Kirche ein und zerschlug das untere Joch des Mittelschiffes und das rechte und linke Joch des unteren Querschiffs. Die Kirche blieb 18 Jahre lang in diesem Zustande. Der Gottesdienst wurde in Ursulinen abgehalten. Nach 1848 wurde der Gottesdienst wieder in St. Kunibertskirche verlegt. Man hatte die Kirche durch eine hohe Mauer bis zum Gewölbe gegen das untere Querschiff abgetrennt. Die Wiederherstellung des unteren zerstörten Teiles dauerte noch bis in die 60er Jahre. Die Wiederherstellung verdankte die Pfarre am meisten dem St. Kunibert-Bauverein, der damals gegründet wurde, in dem der Urgroßvater immer ein eifriges Mitglied war. Nach der Wiederherstellung des Turmes ist vom Bauverein noch viel für unsere Pfarrkirche getan worden. Er baute die beiden Helme auf die beiden Chortürme, die in der Notzeit ein flaches Dach erhalten hatten. Eine neue Kommunionbank wurde angeschafft. Er gab Geld zur Bemalung durch den Canonicus Goebels und zur neuen Orgelbühne. Das Chor war vom Kunstmaler Walter geschaffen. Er ließ den Plattenbelag im Chor erneuern und schaffte eine neue Krippe an. Dies alles verdankte die Kirche der Rührigkeit des Bauvereins. In seinen Monatsversammlungen herrschte Frohsinn und Lust. Auch vergaß man das Trinken nicht. Als eines Tages ein Kappesbauer vom Thürmdenswall beim Urgroßvater auf dem Eigelstein vorbeikam, sagte dieser: „Na, Neres, wat git et Neues!“ Da antwortete der Kappesbauer: „Ach Henn, mer hät nor Leid. *Mer han gestern e Kalv kräge, dat well nit suffice.*“ Da sagte der Urgroßvater „*Bräng et met nom Bauverein, do leet et suffice.*“

Es gab auch einen Stationsweg durch Köln. Er führte von der St. Aposteln-Kirche nach Ursula. Von den Stationen dieses Weges waren noch einige er-

halten. Die letzte in der Gartenmauer des bischöflichen Gartens am Altengrabengäßchen. Dieser Stationsweg wurde häufig von kleinen Gruppen gegangen, wenn für einen Schwerkranken gebetet wurde. Bei Schwerkranken wurde in der Zeit bis 1880 auch häufig Lohe auf die Straße gestreut. Zwei Häuser vor dem Hause des Kranken und zwei Häuser nachher, damit der Fuhrwerkverkehr gedämpft war. Die Fuhrwerke hatten noch keine Federn. War jemand gestorben, so wurde das durch Schließen der Läden an dem Hause bekanntgemacht. Zwei Häuser vorher und zwei Häuser nachher schlossen die halben Läden.

Die Begräbnisse wurden vom Hause gehalten. Reiche Leute nahmen einen Leichenbitter und einen großen Chor. Er bestand oft aus 6 Sängern und Küstern und 3 bis 4 Geistlichen. Unterwegs wurde von dem Chor das Miserere pausenweise gesungen. Zur Fahrt vom Hahnentor bis nach Melaten mußte eine genügende Anzahl zweispänniger Wagen gestellt werden. Bei armen Begräbnissen ging nur ein Kreuzträger und ein Geistlicher mit. Wurde das Begräbnis von der Armenverwaltung bezahlt, so durfte der Kreuzträger das Kreuz vom Hahnentor bis Melaten über der Schulter tragen, weil er kein Trinkgeld bekam. Es hieß dann: — *Hä es me'm Schlooterherrgott begrave woode.* — Durch den stets wachsenden Verkehr wurden die Hausbegräbnisse abgeschafft.

Muttersproch

*Wat deis do deer
nen Däu nor an?
Schwad grad esu
wie deer de Muul
gewahßen eß:
Ding Muttersproch!*

Aphorismen von Heribert Klar

Bling

*Nit jeder
dä nix süht,
eß dröm
allt bling.
Nor hät he mäncher
singe Bleck
esu stark op sich
gereech,
dat hä der Nöhksten allt
nit mieh
kann sinn.*

Pingste

*Dat wor ens widder
e Pingste!
De Kirche leddig,
de Autobahne voll,
mänche Fahrer och. —
Paardausend Verletzte,
hundertfuffzig Dude.
Fruhe Pingste!
För wen?*

Am Spillautomat

*Ein Mark —
verspillt!
Zwei Mark —
verspillt!
Gewenn —
metverspillt!
Ophöre —
mööt mer —
künne!*

Fuul

*Ne fuulen Appel
stich
die andere
an.
Bei Birre,
Prunme,
eß dat
grad esu.
Woröm
sall dat
bei Minsche
andersch
sin?!*

Reell

*Wä kann
allt
große Sprüng
maache —
met beidse
Bein
faß
op der Äd?!*

Die Träntelbotz

*Küß do hüek nit, küß do morge,
langsam kütt mer grad esu wick.
Wä vun däm jet liet besorge,
bruch Gedold un ärg vill Zick.
Do kanns dränge un och drieve —
ömesöns! Genau esu notz
och kei Schänge un kei Kieve,
denn dä eß — en Träntelbotz.*

Vor 100 Jahren erschien der erste „Hönig“: das „Wörterbuch der Kölner Mundart“

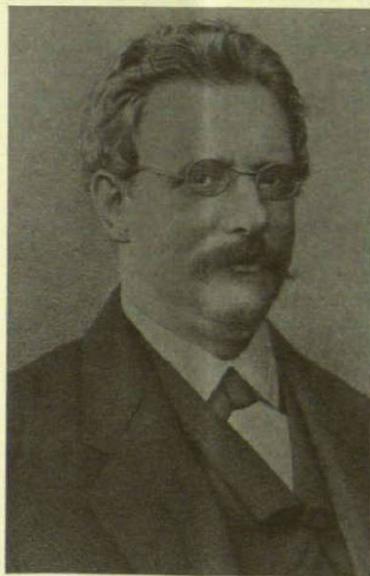
von Fritz Hönig erschien erstmals im Jahre 1877. Der Verfasser, der von Beruf Fabrikant für Feuerlöschgeräte und als solcher recht erfolgreich war, hieß bei den alten Kölnern meist „der fussige Fritz“. Als erfolgreicher Mundartdichter, als zeitweiliger Karnevalspräsident und als Verfasser mehrerer Puppenspiele erfreute er sich in der Stadt uneingeschränkter Volkstümlichkeit.

Der erste „Hönig“ war kein wissenschaftliches Werk und sollte es nach dem Willen des Verfassers auch gar nicht sein. Als Mundartliebhaber war er sich mehr als jeder andere der Lücken und Schwächen seines Wörterbuches selbst bewußt. Er wollte einen Anstoß geben und sammelte und sichtete nach 1877 noch länger als ein Vierteljahrhundert Material für eine zweite erweiterte Auflage. Aber am 3. November 1903 nahm ihm der Tod die Feder mitten in der Arbeit aus der Hand.

Die erste Ausgabe des „Hönig“ war in der Druckerei der Firma Stollwerck hergestellt worden. Unmittelbar nach Hönigs Tod nahm unter dem Ehrenvorsitz des Stadtverordneten Heinrich Stollwerck ein Arbeitsausschuß von über 50 Herren aller Gesellschaftskreise die Vorbereitung einer zweiten Auflage in die Hand. Rektor Heinrich Hack (1856–1936) wurde mit deren Bearbeitung vertraut und wertete dafür alle von Hönig zwischen 1877 und 1902 gesammelten Ergänzungen und Verbesserungen. Hack gab der 1905 bei J. P. Bachem erschienenen zweiten Auflage folgende Würdigung Fritz Hönigs mit:

Am 23. September 1833 erblickte „unser Fritz“, wie er von seinen Mitbürgern mit Vorliebe genannt wurde, das Licht der Welt. Sein Geburtshaus lag an der Breitestraße, dort, wo das jetzt mit Nummer 40 bezeichnete Gebäude steht. Spä-

ter siedelten seine Eltern in das Haus Altermarkt Nr. 56 über, wo Hönigs Vater die Herstellung von Pumpen und Feuerspritzen fabrikmäßig betrieb. In seinen Knaben- und Jünglingsjahren



schlenderte der „lange, fussige Fritz“ der von der „Gelehrsamkeit“ nie viel gehalten hat, gar häufig über den Marktplatz zwischen den Ständen der Höckerinnen einher, mit diesen robusten Vertreterinnen des zarten Geschlechts manch derben Witz austauschend, und auf diese Weise die vaterstädtische Mundart aus der kräftigsten und unverfälschtesten Quelle kennen lernend. Dem väterlichen Geschäfte sich widmend, machte er nach der Lehrzeit längere Wanderjahre durch, die er größtenteils in Belgien und Paris zubrachte, wo er sich die völlige Beherrschung der französischen Umgangssprache und eine schätzenswerte Kenntnis der damaligen französischen Lust-

spiel-Literatur aneignete. In die Heimat zurückgekehrt trat er wieder in das väterliche Geschäft ein, dem er durch Verwertung seiner im Ausland gesammelten Kenntnisse und Erfahrungen auf dem Gebiete des Feuerlöschwesens einen bedeutenden Aufschwung verschaffte.

Frühzeitig versuchte Hönig sich auch als Dialektdichter in der Mundart seiner Vaterstadt, und zwar mit solch glücklichem Erfolge, daß er bald als einer der ersten und geschätztesten derselben angesehen wurde. Zunächst erschienen aus seiner Feder zwei Sammlungen humoristischer Erzählungen und Gedichte unter den Titeln „Geschräppels“ (1875) und „Allerhands“ (1877), die er vereinigt unter dem Titel „För Jeder jet“ 1887 nochmals herausgab. Daneben schrieb er acht Bändchen Puppenspiele (1884), sowie eine „Anleitung zum Theaterbau und Puppenspiel“ (1887). Ferner erschienen 1895 seine „Sprüchwörter und Redensarten in Kölner Mundart“, welche noch zwei Nachträge erhalten haben. Er verfaßte viele Karnevalslieder und -Reden und eine ansehnliche Zahl einaktiger Lustspiele in Kölner Mundart, welche letztere er für die Gesellschaft Fidelio und später für die über ausgezeichnete Bühnendarsteller verfügende „Cäcilia Wolkenburg“, die humoristische Abteilung des Kölner Männergesangsvereins, schrieb. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß „unser Fritz“ auch mit Leib und Seele dem weltberühmten Kölner Karneval ergeben war. Er zählte zu den beliebtesten Büttenednern und Liederdichtern der Großen Karnevalsgesellschaft und war als Präsident derselben eine kurze Zeit lang die leitende Spitze dieses bedeutendsten Kölner Volksfestes. Das Hauptaugenmerk aber richtete Hönig bei alledem auf sein „Wörterbuch der Kölner Mundart“, das schon 1877 in

erster Auflage erschien, aber recht viele Mängel zeigte und besonders lückenhaft war. Er erkannte dies selbst und widmete sich der Vervollständigung dieses Werkes bis an sein Lebensende. Leider sollte er die Vollendung desselben nicht mehr erleben.

Über seinen Arbeiten als Dialektdichter und Sprachforscher vergaß Höning indes keineswegs Beruf und Geschäft. Er erfand mehrere höchst wichtige Lösch- und Rettungsapparate, wie die jetzt überall bekannte Turmleiter, und sein 1879 erschienenenes, mit über 400 Abbildungen ausgestattetes Werk „Rat und Tat im Lösch- und Rettungswesen“, sowie seine Schrift „Löschen und Retten“ (1894) erfuhren in Fachkreisen die günstigste Beurteilung. Er verstand es, der von seinem Vater übernommenen kleinen Fabrik eine bedeutende Ausdehnung und einen großen Ruf zu verschaffen und dadurch seine äußern Verhältnisse auf das günstigste zu gestalten. Fabrik und Geschäft verlegte er später vom Altenmarkt nach dem Appellhofplatz. Das letztere Haus mußte inzwischen dem Prachtbau der Bürgergesellschaft weichen.

Auch an Anerkennung seitens staatlicher und städtischer Behörden hat es Fritz Höning nicht gefehlt. Unter anderm wurde er durch einmütigen Beschluß des Stadtverordneten-Kollegiums vom 24. Sept. 1885 zum Ehrenchef der freiwilligen Feuerwehr ernannt, der er schon seit 1852 angehört hatte, und in allen das Feuerlöschwesen berührenden Fragen versäumte die städtische Verwaltung es selten, seinen bewährten Rat einzuholen. So war es eine unermüdlige geschäftliche und schriftstellerische Tätigkeit, die Höning entwickelte. Sie brachte ihn in die verschiedensten Gesellschaftskreise, und überall erwarb er sich warme Anhänger, treue Freunde. Er war Präsident der Zivil-Kasino-Gesellschaft,

Ehrenmitglied des Kölner Männergesangsvereins, Vorsitzender der „Cäcilia Wolkenburg“, Vorstandmitglied des Dombauvereins, des Gewerbevereins, Ehrenmitglied verschiedener Karnevalsvereine u.s.f. Gleich ausgezeichnet durch eine hohe, stattliche Figur wie durch geistsprühenden Witz und gemütvollen Humor, zog er, dessen Augen so lebensfroh und schalkhaft durch die Gläser seiner Brille strahlten, unwillkürlich die Blicke aller auf sich und war angesehen und beliebt bei vornehm und gering. Ein herbes Mißgeschick, das den Verlust eines Beines zur Folge hatte, zwang ihn in späteren Jahren zu größerer Zurückgezogenheit; aber seinen goldenen, herzerquickenden Humor, mit dem er oft sich selbst zur Zielscheibe seines Witzes machte, konnte ihm kein Schicksalsschlag rauben, und so blieb sein Lebensabend ein sonniger, glücklicher bis zu seinem Ende. Ganz unerwartet überraschte ihn in der Nacht vom 2. zum 3. November 1903 in seiner Friedenstraße 22 gelegenen Wohnung der Tod, nachdem er noch die vorhergegangenen Abendstunden im Freundeskreise unter humorvollen Gesprächen zugebracht hatte. Ein großartiges Trauergefolge, das alle Gesellschaftsklassen in sich schloß, gab seiner sterblichen Hülle am 6. November 1903 das Ehrengelächter zur letzten Ruhestätte auf dem Friedhofe zu Melaten.

Mit Fritz Höning ist ein Mann dahingegangen von echtem Schrot und Korn, der sich um die Erhaltung und Belebung kölnischer Sprache und Eigenart und des Kölner Humors, sowie auch durch Anregung gleichgesinnter Kräfte große Verdienste um seine Vaterstadt wie auch um die Sprachwissenschaft erworben hat. Schon bei Lebzeiten hatte er der Stadtbibliothek 10 Bände seiner handschriftlich niedergelegten literarischen Arbeiten überwiesen, wozu dann noch später aus seiner Hinterlassen-

schaft das Material seines Wörterbuches hinzukam. Die Stadtverordneten-Versammlung nahm dieses letztere Geschenk in der Sitzung vom 7. Januar 1904 mit lebhaftem Danke an.

Als die Römer sich um die Mitte des 5. Jahrhunderts vor dem Frankensturm vom Rhein zurückgezogen hatten, klangen wieder germanische Laute am Rhein, und wie das aus den römischen Trümmern neu erstandene Köln Haupt- und Residenzstadt ripuarisch-fränkischer Könige wurde, so ward es auch der Mittelpunkt der ripuarisch-fränkischen Mundart. Zwar hat diese Mundart im Laufe der Zeiten bedeutende Wandlungen durchgemacht; in ihren Grundzügen hat sie sich indes bis auf den heutigen Tag erhalten und erstreckt sich über den größten Teil der Regierungsbezirke Köln und Aachen.

So mannigfach die deutschen Mundarten auch sind, so gliedern sie sich hauptsächlich doch nur in zwei große Gruppen, deren Scheidelinie in östlicher Richtung von Maastricht zwischen Olpe und Siegen hindurch bis zur Grenze des ehemaligen Polen sich erstreckt. Südlich von dieser Grenzlinie liegt das Gebiet der hochdeutschen Mundart, während in dem nördlich davon gelegenen germanischen Tieflande das Niederdeutsche gesprochen wird. Der Unterschied zwischen beiden Gruppen wird hauptsächlich durch eine Mitlautverschiebung bedingt, die sich vom 7. bis 9. Jahrhundert im obern Deutschland allmählich vollzogen hat, indem sich p in pf oder f (plante: Pflanze, släpen: schlafen), t in z oder s (tîd: Zeit, wâter: Wasser) und k in ch (mâken: machen) verwandelte. Die Grenzlinie, bis zu welcher diese Lautverschiebung stattfand, wird deshalb die p-t-k oder Lautverschiebungslinie genannt. Das Hochdeutsche zerfällt wieder in die oberdeutsche und die mitteldeut-

sche Mundart, jenachdem die Lautverschiebung ganz oder nur teilweise durchgedrungen ist. Das Alemannische, Bayerische und Oberfränkische gehören zur ersten, das Schlesische, Obersächsische, Thüringische, Hessische, Rheinfränkische und Mittelfränkische zur zweiten Unterabteilung. Das Mittelfränkische teilt sich wieder in die moselfränkische und die ripuarisch-fränkische Mundart, zu welcher auch das Kölnische gehört.

Unsere kölnische Sprache, den vorhergegangenen Ausführungen zufolge der mitteldeutschen Mundart angehörend, bildet einen vermittelnden Übergang zwischen dem Hochdeutschen und dem nördlich von der p-t-k-Linie gesprochenen Niederdeutschen. Ein Fluß hat niemals eine Scheidewand zwischen Sprachgebieten gebildet; wohl aber tun dies die Gebirge. Darum ist auch die Annäherung der kölnischen Mundart an das durch keine natürlichen Grenzen von ihr getrennte Niederdeutsche größer als an das jenseits der Berge gesprochene Hochdeutsch.

In dem vorhin bezeichneten Gebiete der ripuarisch-fränkischen Mundart findet man im großen und ganzen heute noch überall denselben Wortschatz, gleiche grammatische Verhältnisse, dieselbe Flexion, übereinstimmende Quantität und Qualität der Selbstlaute und einen einheitlichen Wort- und Satzton, wenn auch in nebensächlichen Dingen und Einzelheiten die Unterschiede zahlreich sind und fast jeder Ort seine Eigentümlichkeiten hat. Letzteres gilt vornehmlich auch von der in der Stadt Köln selbst gesprochenen Mundart, die sich von dem benachbarten Landkölnischen wesentlich unterscheidet. Wenn man in Betracht zieht, daß in der Literatur und im öffentlichen Verkehr sich schon früh ein Ausgleich mit einer über der Ortsmundart stehenden allgemeinen Sprache anbahnte, daß die neuhochdeutsche

Schriftsprache schon im 16. Jahrhundert in Köln amtlich eingeführt wurde, daß der starke, weitverzweigte Handelsverkehr nicht ohne Einfluß auf die Ausdrucksweise bleiben konnte und daß endlich der stolze, feingebildete Stadtkölnler Wert darauf legte, sich gewählter auszudrücken als der in seiner Nähe wohnende Bauer, so kann diese Besonderheit nicht auffallen. Der Unterschied ist am besten in der Aussprache der Vokale zu erkennen, die der Stadtkölnler im allgemeinen rascher ausspricht als der Bewohner des benachbarten platten Landes, und auch ohne den sogenannten Nachschlagsvokal. Man vergleiche Kind, Kinder und Köngk, Könger; Deil und Deel; Woche und Weich; Päd und Pead; äde und ääde u. s. f.

Es ist eine ungerechtfertigte, aber unter Laien weitverbreitete Meinung, die Mundarten als Entartungen der hochdeutschen Schriftsprache ansehen zu müssen und ihnen deshalb die Daseinsberechtigung abzuspochen. Auch unsere Kölner Mundart ist keineswegs eine verdorbene Schriftsprache. Sie wurde im Mittelalter nicht nur in allen Kreisen gesprochen, sondern auch alle Schriftstücke, sofern man sich nicht der lateinischen Sprache bediente, wurden in ihr, wenn auch mit immer stärkerer Einmischung der Gemeinsprache abgefaßt. Die älteste Kölner Chronik in deutscher Sprache, die um 1280 entstandene Reimchronik des Gottfried Hagen, sowie auch die 1499 gedruckte Koelhoff'sche Chronik dürfen im ganzen noch als Abbilder der zu jenen Zeiten in Köln allgemein angewandten mündlichen Ausdrucksweise gelten. Die Sprache war damals noch kräftig und urwüchsig. Bald aber drang die im amtlichen Schriftverkehr noch allein gebrauchte hochdeutsche Kanzleisprache auf Kosten der Mundart immer tiefer in die Bevölkerung ein. Mit der Franzosenherrschaft bürgerten sich viele französische Wörter ein und behauptete

ten sich Jahrzehnte lang; heute sind sie einem großen Teil der Einwohnerschaft, namentlich dem jüngeren Geschlecht, schon wieder unbekannt. Gegenwärtig ist Köln in jeder Hinsicht eine offene Stadt geworden. Ihre Einwohnerschaft, die sich im Laufe eines Jahrhunderts nahezu verzehnfacht hat, ist mit Zugezogenen aus allen Gegenden des deutschen Vaterlandes durchsetzt, und bei der jetzigen raschen Kulturentwicklung ist vorauszusehen, daß die Kölner Mundart in bedeutend kürzerer Zeit als ehemals eine weitere Umgestaltung erfahren und sich der hochdeutschen Schriftsprache mehr und mehr nähern wird. Dann schwinden vielleicht auch die letzten unverschobenen Mitlaute, und der Kölner der Zukunft wird in Augenblicken der Gefahr „Hölf“ statt „Hölp“ rufen, „dit und dat“ gegen „dies und das“ vertauscht haben und seine Mundart immer mehr dem Hochdeutschen anzupassen „söche“ statt „söke“.

An der Schwelle dieser voraussichtlichen Umgestaltung trat Fritz Hönl in die Erscheinung. Als geschickter und fruchtbarer Dialektdichter geschätzt und anerkannt, sah er mit Schmerz, wie sein geliebtes „Kölsch“, besonders in den Reihen der Gebildeten, immer mehr an Boden verlor, und in voller Erkenntnis der seiner Muttersprache drohenden Gefahr machte er es sich zur Lebensaufgabe, zu erhalten, was noch zu retten war. Über seine Absicht spricht er sich selbst in folgendem Stoßseufzer aus:

„De kölsche Sproch stiro mi un mihter us,

Kei Meedel se mi vun der Zehrung rett;

Dröm well ich dat noch all zosammen han,

Wat sich bes jitz dovun erhalde hät.“

Mit Feuereifer gab er sich ans Werk, und schon 1877 erschien sein „Wörterbuch der Kölner Mundart“, das sich in-

des, wie Hönig bald selbst einsah, als ungenau und lückenhaft erwies. Er forschte und sammelte deshalb unverdrossen mit wahren Bienenfleiß weiter, um die Lücken auszufüllen und sein Wörterbuch möglichst vollständig zu gestalten. Professor Johannes Franck in Bonn, der für dasselbe großes Interesse bekundete und mit dem Hönig wiederholt Rücksprache genommen hatte, äußerte sich in einem Briefe an Herrn Baurat Steuernagel über dasselbe wie folgt: „Hönig, dem auch die Gabe einer überlegenen Selbsterkenntnis in hervorragendem Grade eignete, war weit entfernt davon, mit seinem Werke wissenschaftliche Ansprüche zu erheben. Im Gegenteil ironisierte er in seiner humorvollen Art etwaige Anforderungen, die die »Philologen« stellen könnten, und betonte, daß sein Buch nur für die Kölner bestimmt sei, wobei er ganz besonders den rein-praktischen Zweck eines Hilfsmittels für die, die »Kölsch« schreiben wollen, im Auge hatte. Trotzdem verschmähte er es nicht, den Rat der Philologen anzuhören, und hatte Freude, auch ihren Zwecken dienen zu können. Die wissenschaftliche Mundartenforschung wird denn auch seinem Wörterbuch die Anerkennung einer höchst dankenswerten Stoffsammlung nicht versagen, und ganz besonders dürfte das in Aussicht stehende große rheinische Wörterbuch die neue Ausgabe, die für die wichtigste Stadt seines Gebietes einen wesentlichen Teil der Arbeit vorwegnimmt, freudig begrüßen.“

Hönigs jäher Tod am 3. November 1903 hat ihn mitten aus seiner Schaffensfreude herausgerissen, so daß er die angebahnte Vollendung und Herausgabe seines Lebenswerkes pietätvoller Freundschaft überlassen mußte.

Kölsch

*Kölsch es nit nor uns Muttersproch,
es Klör en dausend Tön,
es Hätz — es Engelsmelodie,
wie Klockeklang su schön.
Kölsch es, als wenn op Wanderschaff
ding Föß der däten wiht,
un leis ding Mutter reef: „Kumm heim,
schlefs lang jenoch op Strüh.“
„Han för dich allt di Bett jemaht,
bih eesch ding wunde Föß,
un jlich nohm Schlofe es jekoch,
jitt Brode hüek met Klös.“
Kölsch hät nit ohne Üverläch
der Herrgott uns vermaat.
Hä jov met Freud, hä kannt uns Stiel
hä kannt uns kölsche Aat.
Et litt uns an, wie lang et läv,
blöht wie en Blom su schön,
dröm loßt en Stroße, Jasse, Huus
erklinge kölsche Tön!*

Gustav Wodarczyk

Herrgottshure gon andersch

*Wann et düster öm dich her,
wann et Krütz dich dröck su schwer,
schreis zom Himmel: „Herrgott, sag,
weed för mich och wiädder Dag?“
meins, hä hätt et nit gehoot,
nit op dich eravelo't,
do deis hoffe Stund för Stund,
Johreszigge laufe rund,
Fründe rote: „Gevv et dran!
Süch et en, et kütt nit an“,
Minschekind, dann halt dich faß,
han Vertraue trotz däm Braß,
bliev en Rauh gedöldig ston!
Herrgottshure andersch gon. —*

Cilli Martin

Neuerscheinung

Kölsche schrieve

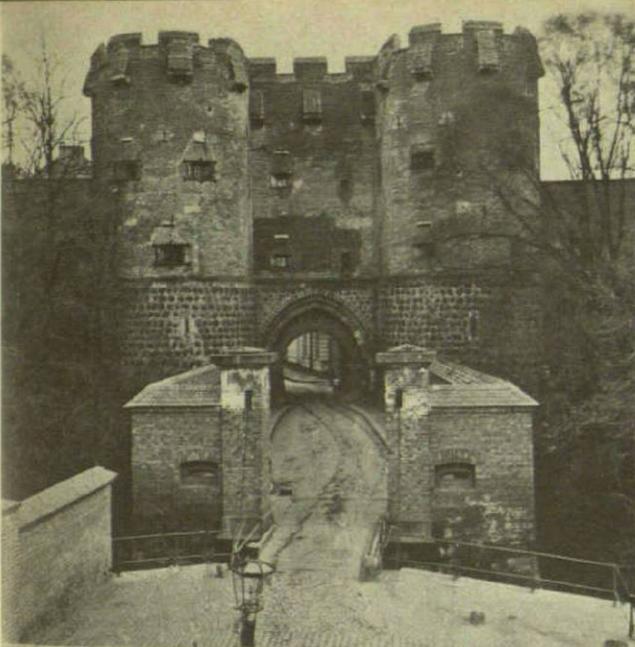
Neue Kölner Mundartdichtungen

Dieser Sammelband neuer Kölner Mundartdichtungen — zusammengestellt von Heribert Klar — will in einem Querschnitt aus bisher in Büchern noch nicht veröffentlichten Texten einen Überblick geben über das, was heute „Kölsche schrieve“. Die Anthologie vermittelt dem Leser die Begegnung oder Wiederbegegnung mit den Kölner Mundart-Autoren: Will Albers, Jupp Blank, Christine Block, Hans Brodesser, Philipp Jansen, Jean Jenniches, Heribert Klar, Cilli Martin, Jakob Merzenich, Ann Richarz, Elisabeth Schmitz-Christen, Franziska Trier, Heinz Weber, Gustav Wodarczyk und Ria Wordel. Kurze biographische und bibliographische Angaben zu den Verfassern ergänzen den Band.

152 Seiten, Format 12 x 20 cm,
farbiger Einband, DM 16,80

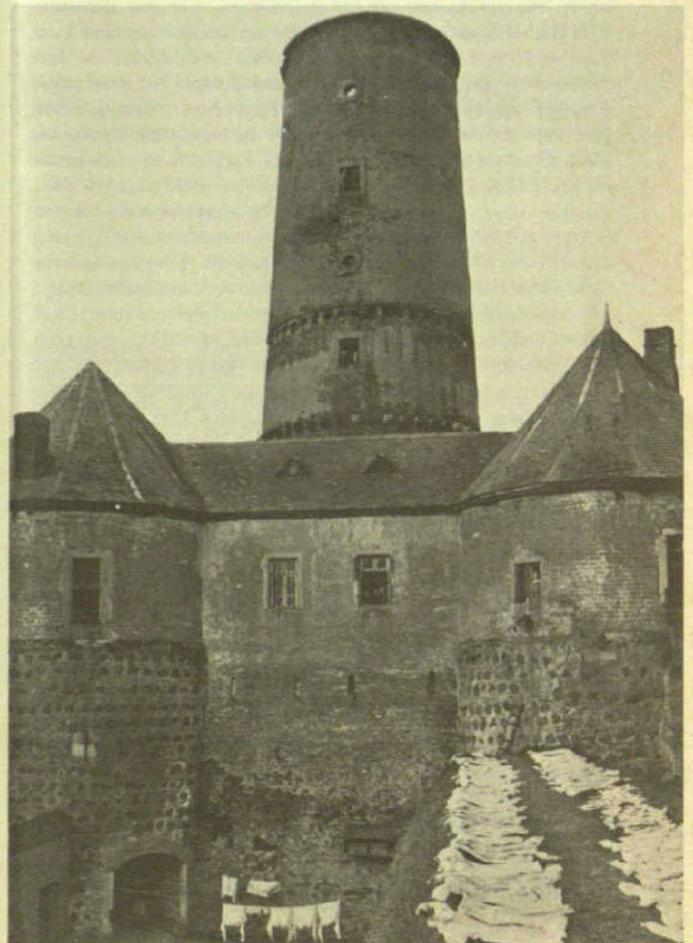
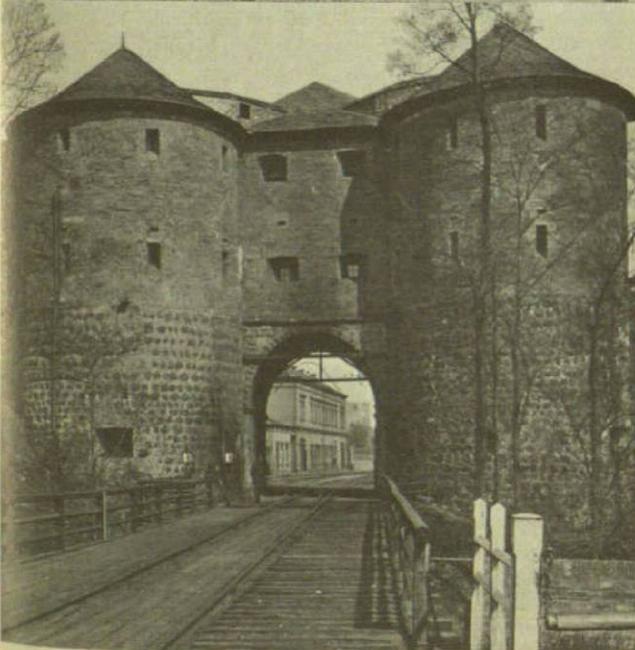


Greven Verlag Köln



Die mächtigen Stadtmauern, mit denen Köln sich nach den verschiedenen Stadterweiterungen des Mittelalters umgeben hatte, waren nicht nur ein durch sieben Jahrhunderte hindurch nie bezwungener Schutzwall für Köln, sondern auch der künstlerische Ausdruck der Macht und Größe der Stadt. Leider hat man im 19. Jahrhundert von den 12 landseitigen Torburgen Kölns 9 niedergelegt. Wie schön sie waren, zeigen unsere Bilder.

oben links Gereontsors
unten links Pantalionstor
unten rechts Bachtor



Vergessenes Kölsch Streifzüge durch die Kölner Mundart von Goswin Peter Gath

Wenn ein vor hundert Jahren verstorbener Kölner heute aufstünde und zu uns in seiner damaligen sehr ausdrucksreichen, wenn auch stark mit „verkölschtem“ Französisch durchsetzten Mundart zu sprechen begänne, müßten wir scharf aufpassen, um ihn genau zu verstehen. Ganz zwar gelänge es uns nicht; denn es kämen nicht wenige Wörter vor, die wir heute überhaupt nicht mehr verstehen können. Außerdem würden wir feststellen, daß unser Kölsch damals viel deftiger klang und einen viel größeren Wortschatz besaß, als dies heute der Fall ist.

Kurz, jene so überaus starke Entwicklung, die das Kölnische nachweisbar zwischen 1750 und 1850 genommen hat und kurz vor dem Kriege 1870/71 ihren Höhepunkt erreichte, hat seitdem beträchtlich nachgelassen, ja eine rückläufige Tendenz angenommen. Woher das kam, ist leicht einzusehen: Die ungeheure Bevölkerungszunahme unserer Stadt, die von rund 45 000 im Jahre 1794 auf fast das Zwanzigfache stieg — und zwar größtenteils durch Zuzug —, ist schuld daran. Die echten Kölner gerieten dabei immer mehr in die Minderzahl und die Neuzugezogenen bzw. deren Kinder lernten entweder überhaupt kein Kölsch oder höchstens „1000 Worte Kölsch“. So gerieten sehr viele altkölnische Wörter in Vergessenheit. Verkölschtes Hochdeutsch drang dafür ein. Mehr und mehr geriet — und gerät immer noch — der stadtkölnische Dialekt in Gefahr, nur noch eine verdünnte Ausgabe dessen zu sein, was er einmal war.

Selbstverständlich gab es aber auch noch andere Gründe, weshalb das eine oder andere Worte abhanden kam. Wenn man heute die Redensart „sich de hellige Heuk ömdunn“ gebrauchte, würden die meisten Kölner das nicht mehr verstehen, weil es eben die „Heuk“ — ein mittelalterliches Kleidungsstück in Form eines längeren oder kürzeren Umhanges — längst nicht mehr gibt. Genau so verhält es sich bei Ausdrücken für andere außer Gebrauch gekommene Dinge, wie z. B. „nen Heelhook met dreimol gekretzelte Spille“ (der über der altkölnischen Herdfeuerstelle aus dem Rauchfang herniederhängende Helhaken zum Aufhängen der Kochkessel, mit drei verschieden einzustellenden Haken), „Brandreechter“ (ein Paar Brandböcke zum Zusammenhalten der brennenden Holzscheite im Kamin), „e Scheldkotts-Trischoor“ (ein luxuriöser Schauschrank oder Tressor aus Schildkron), „e Lodderräänsdösge“ (ein Riechdöschen, ursprünglich mit dem französischen Parfüm „l'eau de reine“, später mit „Ottekolong“ versehen).

Daß die in der französischen Besatzungszeit (1794–1814) besonders zahlreich ins Kölnische eingedrungenen Fremdwörter im Verlauf des letzten Jahrhunderts immer stärker abnahmen, ist kein Wunder. Kein Mann nennt seinen Nachbar mehr „Kumpär“,

wie auch keine Frau mehr von ihrer „Kumpeesche“ spricht. Daß „Ohrpatante“ nichts anderes als Ohrgehänge sind, wird man höchstens erraten. Auch weiß heute kaum jemand, was vor fünfzig Jahren eine Frau meinte, wenn sie von ihrem „bläcke Makör“ sprach. Hierbei stammte das letzte Wort aus dem Französischen und bedeutete — *ma coeur* — „mein Herz“. Aber was begriffen denn die Frauen unter ihrem „nackten Herzen“? Hier muß an die Ballrobe um 1880 mit ihrem sehr tief reichenden Decolleté gedacht werden, auf das unsere Groß- und Urgroßmütter bei schwärmerischen Herzenergießungen die Hand zu legen pflegten. Diese Decolleté bzw. das, was es entblößte, war „ehre bläcke Makör“. Und noch erinnere ich mich gut, wie einmal meine Mutter in jungen Jahren sagte: „Baah, do ka'mer jo minge bläcke Maköör sinn!“, als man ihr zumutete, ihren Halsausschnitt ein wenig zu erweitern.

Und was ist ein „Schorbützge“? Das sollten zum mindesten alle jüngeren Frauen aus fast alltäglicher Erfahrung ganz genau wissen! Indes — wiewohl auch heute noch die „Schorbützger“ gern gegeben und entgegengenommen werden, ist ihre kölsche Bezeichnung doch für viele zu einem Rätsel geworden. Sollte es etwa ein Kuß sein, den die junge Frau von dem dankbar anerkennenden Gatten nach der aufreibenden Arbeit des Zimmerschueuens (= Schore) bekommt? Oder ein empfindlich scheuernder Kuß von einem sehr stoppelbärtigen Manne? Nein, die jungen Frauen bekommen die „Schorbützger“ — oder sollten sie jedenfalls erhalten —, wenn der Mann selber sich „geschort“, das heißt rasiert hat.

So sind zahlreiche kölsche Wörter in Vergessenheit geraten. Wer weiß noch, was ein „Urzegultscher“ und ein „Pilarenbützter“, „en Nevvelskapp“ und „e Rampenäsche“, „en Fubbelsmatant“ und „ne Geresstredder“, „e Schagringche“ und „ne Schapäng“ ist? Dabei gibt es immer noch „Urzequetscher“, d. h. kleine Meßjungen, die nach der Messe aus den Weinkännchen (lat. *urceolus*) schlüpfend den letzten Tropfen Wein zu „quetsche“ versuchen; und „e Rampenäsche“ (frz. *ramponer*, zechen, sich gütlich tun), das heißt eine gute Bewirtung gibt noch mancher brave Mann seinen Freunden bei dieser oder jener Gelegenheit. Dann heißt aber auch die so miteinander schlampampende Gesellschaft „e Rampenäsche“, ähnlich wie z. B. „e Geläsch“ zugleich ein Gelage und eine Gesellschaft bedeutet. Die vor hundert Jahren von Mädchen oder Frauen selbst im Hause getragene „Nevvelkapp“ — ein enganliegendes hübsches Käppchen aus „Gedröcks“, d. i. bedrucktem Baumwollstoff — ist dagegen ebenso verschwunden wie die zuletzt noch von Marktfrauen und „Appeltiffen (Obsthöckerinnen) zum „Möhnemantel“ getragene „Zertät“ (frz. *serre-tête*, Frauen-

mütze). „E Schagringche“ (frz. chagrin) ist ein ärgerlicher Vorfall und „ne Schapäng“ spitzer Weißkohl.

Das „Geress“, eine brandsparende Mischung von Kleinkohle und feuchtem Lehm, wurde früher von dem „Geresstredder“ vor den Häusern in der hierzu eigens abgedämmten „Soot“ hergestellt und dann in den Keller geschaufelt. Kam aber bei dieser gassensperrenden Tätigkeit „esu en tapezeete Latz“, das heißt ein aufgeputztes langes Frauenzimmer mit hobelspanähnlich gerollten Locken, wallenden Kleidern und flatternden Bändern an dem „Geresstredder“ vorbei, und schalt sie dann, weil sie mit ihren dünnen Schühchen durch den schwarzen Dreck „stitzele“ mußte, so schimpfte der Mann sie gewöhnlich „gecke Pattevogel“ oder, um sie noch mehr zu ärgern, „Fubbelsmatant“ (Schlampe).

Der „Pilarenbützer“ hingegen trug die schon einmal genannte „hellige Heuk“ oder mit anderen Worten: Er war ein ewig „himmelnder“ Heuchler, der sich „ein scheinheiliges Mäntelchen“ umgehängt hatte. In der Kirche pflegte er seine Frömmigkeit dadurch vor allem zu erweisen, daß er die „Pilare“, das heißt die mit einem Heiligen- oder Stationsbild geschmückten Pfeiler oder Säulen „bützte“. Nicht selten fiel er auch auf sein Angesicht nieder und küßte wiederholt den Kirchenboden. Und solch ein stadtbekannter Kirchenbodenbützer wurde noch im vorigen Jahrhundert zu Köln viel beobachtet. Von diesem aber wußte man, daß er ein Gewohnheitstrinker war und den scheinheiligen Kniefall nebst tiefer Verbeugung nur deshalb machte, um heimlich einen guten Zug aus seinem „Schabausfläsche“ zu tun.

Bücher, die wir empfehlen

Gottfried Amberg: Die Kölner Kevelaer-Bruderschaft von 1672

Mehr als eine halbe Million Pilger zogen im Jahre 1976 nach Kevelaer, etwa zehn Prozent mehr als im Jahr davor. Ein Großteil von Ihnen kam aus der Stadt und der Erzdiözese Köln. Die Wallfahrt zum Marienheiligtum am Niederrhein geht in ihren Anfängen bis in das letzte Jahrzehnt des Dreißigjährigen Krieges zurück. Pfarrer Gottfried Amberg, Mitglied des Heimatvereins Alt-Köln und ein guter Kenner rheinischer Volkskunde und religiösen Brauchtums, ist der Geschichte der Wallfahrt nachgegangen und hat vor allem der von St. Kunibert ausgehenden Kölner Kevelaer-Bruderschaft von 1672 eine eingehende und mit Dokumenten und Bildern reich ausgestattete Darstellung gewidmet. Sie führt von den Anfängen im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts über die französische (1794–1814), später preußische Zeit bis ins 20. Jahrhundert. Pfr. Amberg schildert anschaulich die Wege der Wallfahrt in früherer und heutiger Zeit — rund 12 000 Pilger ziehen auch heute noch zu

Fuß, und unter den Kölner Wallfahrern waren 1973 mehr als ein Viertel Jugendliche — er macht uns mit Bruderschaftsversammlungen und B.-Ordnung bekannt und bietet umfassende Einblicke in die religiöse Volkskunde.

Welcher alte Kölner wäre nicht schon zur Mutter Gottes nach Kevelaer gewallfahrtet? So wird das gediegene und geschmackvoll ausgestattete Buch Ambergs auf viele Leser zählen dürfen.

Heribert Klar (Herausgeber): Kölsche schrieve. Neue Kölner Mundartdichtungen. Greven-Verlag-Köln, DM 16,80.

In einem 150 Seiten starken schmucken Band macht Heribert Klar uns mit Poesie und Prosa von fünfzehn lebenden Mundartdichterinnen und -dichtern Kölns bekannt. Senior der Reihe ist Alt-Köln-Mitglied Jean Jenniches, Jahrgang 1894, jüngster Heribert Klar selbst, Jahrgang 1933. Die Autoren werden ihrem Alter nach mit einer bunten Auswahl von ernsten und humorvollen, lyrischen und religiösen Texten vorgestellt. Dankenswert sind die biographischen und bibliographischen Anmerkungen am Schluß des Bandes. Beim nächsten Band bitten wir um einen Hinweis auf Alt-Köln als Herausgeber, wenn Veröffentlichungen des Heimatvereins genannt werden!

Klars „Kölsche schrieve“ bietet einen willkommenen Querschnitt durch die heutige Kölner Mundartdichtung. Aus den Schrifttumsangaben geht auch hervor, daß viele „kölsche Musenkinde“ auch jüngeren Datums ihren Verleger gefunden haben.

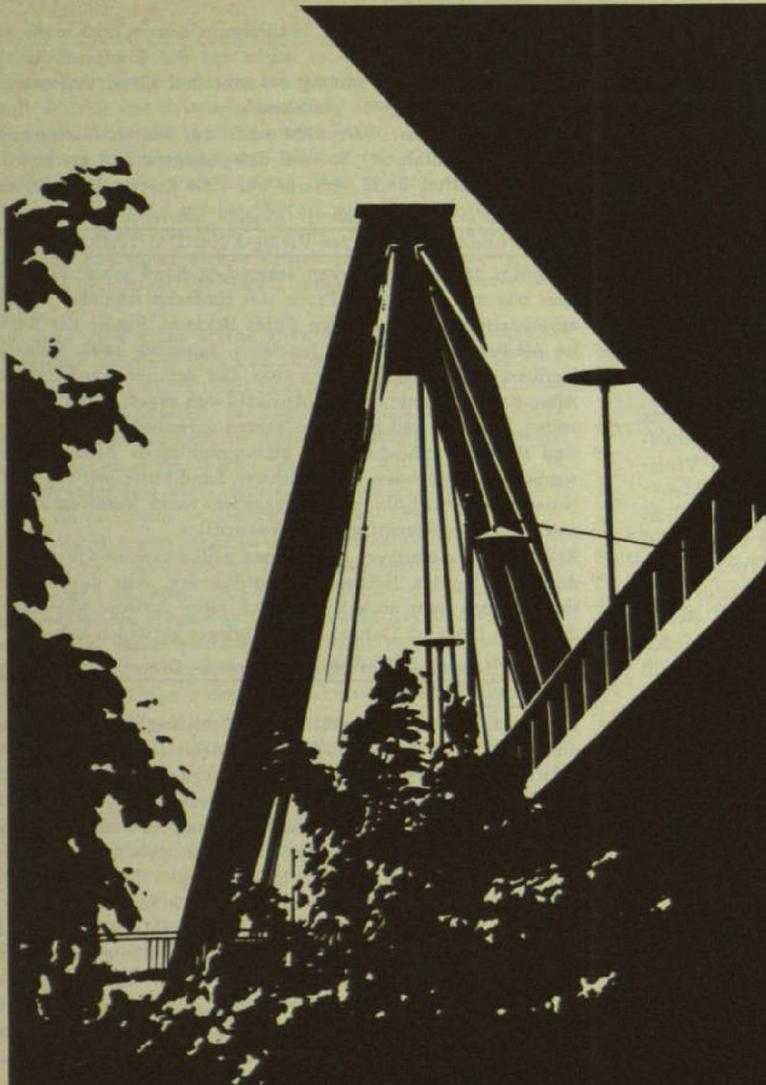
Helmut Signon: Kölner Spaziergänge. — Greven-Verlag-Köln, 240 Seiten. DM 19,80.

Der bekannte Kölner Publizist und Schriftsteller hat uns mit diesem Buch (im Taschenbuchformat, auf holzfreiem Papier, mit zahlreichen Bildern und sieben gut durchdachten Wegvorschlägen) einen erfreulich aktuellen gediegenen Führer zu den auch heute noch in erstaunlicher Reichhaltigkeit vorhandenen Bau- und Kunstdenkmälern der rheinischen Metropole geschenkt.

Der Autor führt uns auf sechs Spaziergängen durch die Kölner Altstadt, also das Gebiet der historischen Reichsstadt und überquert den Rhein erst im siebten Wandervorschlag, der uns nach Deutz und Mülheim und wieder zurück ins Linksrheinische, nach Riehl, bringt. Einheimische und fremde Kunst- und Geschichtsfreunde erleben auf diesen Spaziergängen, die jeweils einen halben Tag erfordern, etwas von dem wunderbaren Fluidum der Stadt, „wo das Altertum eine solche unzuberechnende Wirkung... ausüben konnte“. (Goethe)

Eine solche geschichtliche Einführung, ein Kapitel über die Kölner Museen und ein Stadtplan mit farbigen Wegemarkierungen vermitteln modernste historische und kunstgeschichtliche Erkenntnisse. Ein Führer also, den man nicht nur allen Alt-Köln-Freunden, sondern auch vielen Köln-Besuchern in die Hand wünschen möchte.

Eine gute
Verbindung



STADTSPARKASSE  KÖLN

Köln im Lob der Jahrhunderte

1828 reiste Johanna Schopenhauer zu Schiff in Köln an und schrieb die folgende Wahrnehmung in ihr Tagebuch: „Haus an Haus, Giebel an Giebel, über welche die zahlreichen Thürme der vielen Kirchen emporsteigen, deren Köln in früheren Zeiten, die Kapellen mit eingerechnet, so viele in seinen Mauern mit eingeschlossen haben soll, als das Jahr Tage hat. In ihrer Mitte erhebt sich eine rätselhafte dunkle kolossalische Gestalt . . . Es ist der Dom, dieses hohe, ehrwürdige Denkmal des kühnen Emporstrebens des menschlichen Geistes.“

1806 entgegnete Friedrich Schlegel den Avantgardisten der damaligen Moderne und Mode:

„Köln möge den Forderungen des jetzigen Modegeschmacks so wenig oder so schlecht entsprechen als möglich; für den Freund der Kunst ist es eine der wichtigsten und lehrreichsten Städte Deutschlands.“

1729 stand Montesquieu bewundernd vor dem unvollendeten Dom:

„Ich sah hier eine große Kirche, ein sehr schönes gotisches Gebäude, von dem aber nur der Chor vollendet ist. Das Langschiff ist noch nicht einmal gewölbt. Zwei riesige Glockentürme bilden die Fassade: der eine ist weit fortgeschritten, der andere tritt kaum aus der Erde. Der eine Turm ist eines der schönsten Stücke gotischer Baukunst. In dem allen ist eine sehr große Leichtigkeit.“

Um das Jahr 590 schreibt der fränkische Geschichtsschreiber und Bischof Gregor von Tours über die Basilika St. Gereon zu Köln:

„Bei der Stadt Köln erhebt sich eine Basilika, in der 50 Mann jener heiligen Thebäischen Legion um des Namens Christi willen den Martertod erduldet

haben sollen. Da die Kirche herrlich im Glanz ihrer Goldmosaiken erstrahlt, haben die Einwohner sie „Zu den Goldenen Heiligen“ nennen wollen.

Aber erst im Jahre 727 wird diese Kirche zum erstenmal als Basilika des Märtyrers Gereon bezeichnet.“

Die sonst so kritische Johanna Schopenhauer empfindet im Anblick der Ursula-Kirche:

„Die eigentliche Kirche St. Ursula ist um viele Jahrhunderte älter . . . Köln wurde immer größer und mächtiger, Reichtum und Kultur nahmen zu, ohne den religiösen Sinn der Bürger zu verändern; große Summen wurden fortwährend auf Kirchen, Klöster und fromme Stiftung verwendet, und so wurde auch die Kirche der heiligen Schutzpatronin der Stadt auf jede Weise verschönert und vergrößert.“

Über seinen ersten Besuch in Köln 1774 vertraute Goethe seinen Erinnerungen erstaunliche Gemütsbewegungen an:

„Ein Gefühl, das bei mir gewaltig überhand nahm . . . war die Empfindung der Vergangenheit und Gegenwart in eins . . .“

Köln war der Ort, wo das Altertum eine solche unzuberechnende Wirkung auf mich ausüben konnte . . .“

Was nun aber — bei einem Besuch im Jabachschen Haus in der Sternengasse — die hierdurch wundersam aufgeregten Empfindungen überschwinglich vermehrte und vollendete, war ein großes Familiengemälde über dem Kamin . . . Wie ich überwältigt von diesen Eindrücken mich verhielt und benahm, wüßte ich nicht zu sagen . . . Alles Gute und Liebevoll, was in meinem Gemüte lag, mochte sich aufschließen . . .“

Noch 1844 lesen wir in einem sehr selten gewordenen Buch über die Kölner und ihre Gewohnheiten:

„Nicht leicht dürfte eine Stadt zu finden sein, die so reich an Sagen und Märchen der Vorzeit ist als Köln, die heilige Stadt. — Schon bei dem neugeborenen Kinde beginnt der Heiligenschein, und die Verwebung des Weltlichen mit dem Überirdischen durchläuft sein ganzes Leben. Den Kölnern werden die Brüdern und Schwesterlein nicht durch den Storch gebracht . . . sein kindlich frommer Sinn läßt die Kleinen im Brunnen des heiligen Kunibert holen. Der „Künnebätspötz“ hat daher eine große Berühmtheit erlangt.“

1815 schrieb Wilhelm Grimm in einem Brief an Arnim:

„Cöln kommt mir jetzt als die einzige würdige Stadt vor, die ich kenne; schon der Eindruck, den der große Halbkreis mit seinen hundert Kirchen macht, ist ungemein . . . Aber mächtiger noch sind die Erinnerungen aus allen Zeiten, von den Römern an durch die alte deutsche Zeit bis zum Mittelalter . . . Wer darin geboren ist und Sinn dafür hat, der muß an allen anderen Orten Heimweh fühlen . . .“

Weltweit wurden die Eindrücke berühmt, die Petrarca über seinen Besuch in Köln im Jahre 1333 und die Johannisnacht am Rhein niedergeschrieben hat: „Cöln nahm mich auf . . . berühmt durch seine Lage und seinen Strom, berühmt durch seine Bevölkerung. Erstaunlich diese Gesittung im Barbarenlande, die Schönheit der Stadt, die gesetzte Haltung der Männer, das schmucke Benehmen der Frauen! . . . Welche Gestalten, welche Mienen, welche Haltung! Wäre das Herz nicht schon gebunden gewesen, hier hättes es in Liebe entbrennen können . . .“

Ich sah mitten in der Stadt die überherrliche, wenn auch unvollendete Domkirche, mit gutem Grund die Allerhöchste genannt.“



Im Herzen der Stadt: Ihr Partner in allen Geld-Angelegenheiten.

**Die Kreissparkasse
ist immer in Ihrer Nähe.**

Am Neumarkt finden Sie die Hauptstelle der Kreissparkasse. Die zentrale Lage und ein dichtes Zweigstellennetz im Kölner Umland ersparen unseren Kunden Zeit und Wege. Die Kreissparkasse Köln ist immer in Ihrer Nähe.



**Kreissparkasse
Köln** über 100 Zweigstellen
in Stadt und Land

Jakob Burckhardt zeigt sich 1843 von der mittelalterlichen Kunst in Köln aufs tiefste beeindruckt:

„In den altkölnischen Bauten“ habe sie „ihre Triumphe gefeiert. Es herrscht eine eigentümliche Majestät in diesen großen Chorrundungen . . . in den hochragenden, weiten Kuppeln, in den reichen, anmutigen Bogengalerien, wie wir sie an

der kölnischen Apostelkirche, an Groß St. Martin, an der alten Sancta Maria in Capitolio . . . finden. Als die poetische Blüte von allem erscheint der wunderbare Kuppelbau von St. Gereon in Köln . . . in den halbverblichenen Fresken von St. Gereon spricht zuerst ein eigentümlich germanischer freier Stil von Hoheit und Würde zu uns“.

Von etwa 1170 bis rund 1220 lebte der Dichter Wolfram von Eschenbach. In seinem Parzifal singt er das hohe Lob der kölnischen Maler. Hätte er später erst die herrlichen Werke der Kölner Schule gegen Ende des 14. Jahrhunderts sehen können! Jakob Burckhardt rühmt von ihnen: „sie gehören zu dem Größten und Tiefsten, was der germanische Geist geschaffen“ hat.

Birresborner

Phönix Sprudel

Das natürliche **MINERALWASSER** aus der Vulkaneifel!

Birresborner

Alois Quelle

Das staatl. anerkannte **HEILWASSER** für Ihre Hastrinkkur!

Birresborner

Limonaden und Fruchtsäfte

Reine Naturprodukte, gesund und erfrischend!

TEL. (0221) 54 57 51

BIRRESBORNER PHÖNIX SPRUDEL GmbH & Co. KG · VERWALTUNG + VERKAUF: MELATENGÜRTEL 61-63, 5000 KÖLN 30 (EHRENFELD)

Ständiger Ankauf von wertvollen Büchern und ganzen Bibliotheken.

Antiquariat

Constantin Post
Buchhandlung
Zülpicher Straße 16
5000 Köln 1
Tel. (02 21) 23 17 09

Uns ahl Kaffeemüll

Albert Schneider

Bei uns doheim, om Köchenschaaf —
et eß e nett Idyll —
steiht als e Stöck us fröh'rer Zick
uns leev ahl Kaffeemüll.

Der Bünner hat se vill jeknack,
ens avjezallt — un ens em Uoverfloss —
och spetze Kööncher off jepack;
zo Müllwerks Ärjer un Verdroß.

Su Malz un Gääsch moch it nit jähn,
dat wor nix för sing Zäng.

Dat wor en Zigge ohne Sähn,
Wo Nut mer lett un Bäng.

Jitz steiht als Zerrot do uns Müll;
jet schief erav sei loht.

Dann hück elektrisch jeiht dat Spill,
wo söns mer driehe möht.

De Heinzelmänncher maachen jitz
der Kaffeebunne klein.

Do häß et jot, — spars Armelschmalz.
Et läuf vun janz allein.

Nit ohne Neid verfolg uns Müll
dat neue Hexewerk.

Hät sei om Häuw och Johre vill;
se föhlt sich frei un stärk.

Ehr fählt noch keine Zant em Mung,
ne Blötsch eß nit em Bau.

Em Jäjendeill! — Se föhlt sich jung.
Et kom zo fröh ehr Rau.

Leev Müll! — Beß stell un kühm nor nit.
Ich kenne wahl ding Ping.

Nit luter Freud der Rauhand jitt,
wann Arbeitskraff noch ding.

Föhls do dich och wie pängsioneet,
jestupps ob't Aldendeil,
et weiß kei Minsch, wat do noch wehd,
wie lang uns Welt bliev heil.

Wann't widdere heisch: „No driehe se“!
Dann ha'mer se, — de Krise. —

Un wann der janze Schnei verbrennt
un üvrig bliev 'ne Kaffeepott,
elektrisch Leech mer nit mieh kennt,
de Heinzelmänncher fott, —
dann, Müllche, küß do ih' zo Ihr,
küß widdere en d'r Schuß.

Wie fröher mols — en steller Feer —
su lang, wie mer noch Bünner han,
un Kaffee mer verdrage kann —
do't Mühl
för unse Truus.

Kölsche Aat.

Albert Schneider

Kölsche Aat, ehr Lückcher loht üch sage,
die eß treu, hät Bestand.
Wann och ens et Schecksol zo däht schlage,
et heelt faß uns einig Band.

Ob jet alt, ob jet neu,
wann et wor keine Käu
un ging deef en et Blot,
wor et rääch uns un got.

Un dat ändert sich nie,
beug sich nit jedem Drieh,
bruch kein Mode un kein Nostalgie.

Kölsche Sprooch, han immer mer gefunge,
brängk et Glöck en uns Hätz.
Wä se sprich, su frei un ungebunge,
dä bliev Kölsch, un bes zoletz.

Jede Laut mäht et klor,
dat, wat rein un wat wohr,
wat de Siel en deer sung
brängk ding Sprooch op de Zung.

Un dat ändert sich nie,
beug sich nit jedem Drieh,
bruch kein Mode un kein Nostalgie.

Kölsch Gemöt, dat deiht ahm leevste laache,
hält och Pool, wann et kraach.
Leid un Nut, wat schwemb em Leevensnaache,
wehd verkraff, dröck nit de Fraach.

Geiht en Saach ens zom Troor,
hilf flöck op d'r Humor
un behält deef em Senn,
wat wor rich ahn Gewinn.

Un dat ändert sich nie,
beug sich nit jedem Drieh,
bruch kein Mode un kein Nostalgie.